

## Momente der Geschichte

### Liebenau im 20. Jahrhundert

## *„Du Mama, du Papa. In der Zeitung stand, dass Liebenau das schönste Schützenfest im ganzen Kreis Nienburg ist. Stimmt das?“*

Ja, meine Kleine! Das ist wahr. Die von der Zeitung haben eine Umfrage gemacht, und dabei haben sich über 30 Prozent der Leser für das Liebenauer Schützenfest entschieden!

Die Liebenauer haben schon immer gerne gefeiert. Sie haben kein Fest ausgelassen, wenn es dafür einen Grund gab. So wie den Tanz in den Mai, das Erntefest oder die Feiern zu Silvester. Dabei ist das Schützenfest natürlich das größte Fest des Fleckens.

Das war schon immer seit über 400 Jahren so. Damals im Mittelalter mussten sich die Städte und Dörfer vor Überfällen schützen. So wurden Bürgerwehren gegründet. Um die Bürger kampfbereit zu halten, wurden regelmäßig Übungen zur Ertüchtigung durchgeführt. Mit der Erfindung von Feuerwaffen verlegte man diese Schießen aus Sicherheitsgründen vor die Ortschaften. Der Wettbewerb um den besten Schützen wurde von der Obrigkeit unterstützt, indem man Preise auslobte. Diese Veranstaltungen wurden dann zu den Schützenfesten und mit seinen Feiern so zum Fest des Jahres.

In Liebenau wurde die Erlaubnis Schützenfeste durchzuführen durch den Herzog zu Braunschweig und Lüneburg erteilt. Und das geschah so: Es gab einen erbitterten Streit zwischen dem Bürgermeister, dem Rat und der Bürgerschaft des Fleckens Liebenau mit dem Drost Ernst von Rehden. 1698 fragte also der Liebenauer Bürgermeister beim Herzog an, welche Rechte man gegenüber dem Drost hat. Die Verwaltung des Herzogs teilte dem Flecken mit, dass in einem Vertrag vom 15. Juli 1615 bereits u.a. die Erlaubnis erteilt wurde „sonntags nach der Mittagspredigt im Sommer nach der Scheibe zu schießen.“

Da es bei diesem Fest in der Folge immer wieder zu Ausschweifungen kam, wurden 1710 Schützenfeste auf Anweisung des Kurfürsten abgeschafft. Bereits im Jahr 1741 wurden Schützenfeste wieder erlaubt. In Liebenau wurde mit der Wiedereinführung auch gleich eine Schützenfestordnung beschlossen. In dieser Ordnung wurde u.a. festgelegt, dass der Schützenkönig für 1 Jahr eine landwirtschaftliche Fläche des Fleckens nutzen durfte. Er musste aber den Bürgermeister und den Rat mit Butterkuchen und Wein bewirten.

Friedrich Bomhoff beschreibt in seinem Buch „Liebenau – Geschichte eines Weserfleckens“ die Stimmung während dieses Festes wie folgt: „An diesem Tage der Freude und Ausgelassenheit das rechte Maß einzuhalten, war schon in alten Zeiten nicht allen Teilnehmern möglich gewesen“. Zum Schießen gehörte das Trinken und zum Knall der Büchsen die Tanzmusik. Wenn die Marschierer unter den Klängen des bekannten Liedes „Jetzt geht`s nach Liebenau...“ zum Sündern zogen, war noch alles in Ordnung; wenn aber beim Rückmarsch die Musik „Mien Hoot, de hätt dree Ecken...“ einsetzte, gab es schwankende Gestalten. Und einigen Festteilnehmern war es sogar beschwerlich, der Fahne zu folgen.

Trotzdem ließen es sich die Liebenauer Bürger nicht nehmen, in Sonntagskleidung mit Anzug, Zylinder und einem Holzgewehr über der Schulter an den traditionellen Ausmärschen durch den Flecken bis zum Festplatz am Sündern teilzunehmen.



Nach dem 2. Weltkrieg wuchs die Liebenauer Bevölkerung stark an, und so machte man sich Gedanken über eine Neugestaltung des Schützenfestes. So wurden 1969 sechs Korporalschaften gegründet. (Bahnhofsfeld, Bruchdorf, Döhrenkamp Heide, Kleines Feld, Kleines Feld Süd, Ort-Pferdekamp) Jede(r) Liebenauer Bürger(in) konnte sich in der Korporalschaft beteiligen und an den weiteren Veranstaltungen neben dem Schützenfest teilnehmen. Dies führte zu einer stärkeren Verbundenheit und zu einer regen Beteiligung und damit zum Gelingen des Schützenfestes, da die Nachbarn sich kennen und gemeinsam feiern.



Unser Schützenfest wurde immer besser angenommen und entwickelte sich so zur „Liebenauer 5. Jahreszeit“, an der nicht nur Gäste aus dem Flecken teilnahmen, sondern auch aus den umliegenden Ortschaften. Die Kapellen und Spielmannszüge sorgten für die nötige Stimmung. Dies alles führte dazu, dass man bei einer Befragung in der Tageszeitung „Die Harke“ unser Fest zum besten Schützenfest im Kreis Nienburg machte. Hoffen wir, dass dies auch in der Zukunft so bleibt.

Quelle: Archiv Die Harke



## Momente der Geschichte Liebenau im 20. Jahrhundert

### *„Du, Mama. Warum haben so viele Kinder in meiner Klasse im April Geburtstag? Ist das Zufall?“*

„Oh, Mariechen, da fragst du aber was! Nein, Zufall war es bestimmt nicht!“  
Naja, dabei denkt man natürlich sofort ans Schützenfest. Als wenn das den Fortbestand der Liebenauer Bevölkerung bedeutet hätte. Aber den Andeutungen und dem Gemunkel nach, soll so mancher/manche Liebenauer/in für seine/ihre Zeugung diesem Freudenfest zu verdanken haben.

Dieser unbeschreibbare Höhepunkt des Jahres wird schließlich seit gefühlt einem halben Jahrtausend mit größter Sorgfalt und Liebe auch zum Detail vorbereitet. Es wird der Ort herausgeputzt als würde der Kaiser kommen und in jeden noch so versteckten Winkel des Fleckens hineinschauen. Straßen, Wege und Plätze wurden aufgeräumt und vom Jahreschmutz gereinigt. Jedes Haus erhielt Birkengrün, das zu den Festtagen mit den Farben des jeweiligen Ortsteiles für die Ausmarschierer geschmückt wurde. Für auswärtige Gäste, die in fast jedem Haushalt erwartet wurden, wurde gebacken, vorgekocht und wo erlaubt –auf Vorrat gebräut und gebrannt. Das Festkomitee bzw. der Rat der Fleckengemeinde, vornehm als Magistrat bezeichnet, legte den genauen Plan des Verlaufs der täglich wechselnden Ausmarschrouten fest. Sehr viel Hirnschmalz floss in diese Vorplanungen, um möglichst vielen besonders hervorragenden Bürgern und allen Ortsteilen die gebotene Ehrerbietung bzw. den Respekt zu erweisen. (dao hebbt use Herrn et öaber wedder hille). Wehe, bei der Planung und Gestaltung der Marschzüge wurden nicht alle möglichen Eifersüchteleien von Honoratioren und Ortsteilen Rechnung getragen. Auch die Auswahl der Musikkapellen für die Ortsteilzüge konnte schon schweren Ärger erzeugen. War es dann endlich soweit, waren alle Liebenauer und Liebenauerinnen im wahrsten Sinne des Wortes „aus dem Häuschen“. Jeder und jede hatte die der jeweiligen Mode entsprechende Festkleidung angelegt. Die für den Umzug zugelassenen männlichen Teilnehmer trugen natürlich nach dem Zeitgeist der Jahrhunderte uniformähnliche Kleidung. Die Reglements wurden natürlich über die Jahrhunderte angepasst.



Was und wie wohl vorher gefeiert wurde? Vielleicht germanische oder mittelalterliche Fruchtbarkeitsfeste? Aber was bitte hätte das mit „Schießen“ oder „Schützen“ zu tun?

Sei es, wie es sei. In unserem protestantischem Norden gab es keinen Karneval, aber dafür wohl die tollen Tage des Schützenfestes, das ursprünglich sogar an zwei Wochenenden mit einem Montag als Haupttag gefeiert

wurde. Aber die Zeitläufe und obrigkeitlich verordnete Notwendigkeiten ließen auch diese Festlichkeit zeitlich schrumpfen.

Zu den Umzügen der Ausmarschierer säumte die Einwohnerschaft die Straßen und lobten oder tadelten mit lockeren Sprüchen die Haltung der vorbildlich oder weniger tüchtigen Marschteilnehmer. Die Ehefrauen beäugten ihre Ehemänner bezüglich ihres Auftretens, und die jungen Deerns kuckten schon mal, wie sich die jungen Burschen wohl so in der Männerriege hielten. Man kann ja nie wissen, ob man sich beim Tanzen wieder begegnet.



Auf jeden Fall wurde der Ausmarsch auf dem Festzelt mit zünftiger Musik, Gesang der einzelnen Marschgruppen und viel Flüssigkeit gemäß der jeweiligen gültigen Regelungen beendet.

Im Mittelpunkt stand das gesellige Miteinander und das Durstlöschen. So mancher trank dann auch über den Durst und wurde trübsinnig oder streitlustig, was dann auch vor Familienfehden nicht haltmachte. Der im Laufe des Lebens

geschluckte und aufgestaute Ärger löste sich nach ein paar Bier und Schluck in Handgreiflichkeiten und störte das Fest. Aber nicht lange, und die Musik überspielte das üble Geschehen, und die Liebenauer, die das ganze Jahr auf dieses Schützenfest hingearbeitet hatten, ließen sich die Festlaune nicht verderben.

Zum Abend gelangte dann auch die übrige Einwohnerschaft auf die Festzelte, die sich nachmittags auf dem Vorplatz an Losbuden, Fahrgeschäften und Lebkuchenbuden verlustigt hatten. Die Musik wechselte in Tanzmusik und je nach der gängigen Mode wurde natürlich Formation getanzt oder geschwooft. Bis auf die oben angeführten Unwägbarkeiten konnten sich die Liebenauer ungehemmt dem Fest hingeben. Und jedes Jahr konnte sich hier der für das Fest in Frage kommende Wirt auf einen erfreulichen Umsatz hoffen. Und bei den Teilnehmern sorgte das Fest für den Rest des Jahres für Gesprächsstoff. Bei rund eintausend Einwohnern gab es ungefähr genauso viele verschiedene Eindrücke. Lange noch standen alle unter den Eindrücken des Gesehenen, Gehörten und Erlebten.



Und was hat das jetzt mit der Sexualität der Liebenauer zu tun? Nach den jeweiligen Tanzabenden suchten immer die Bünsels das Festgelände ab. Der lüttje Fritz, der lüttje Rudi und der kleine Heiner staunten nicht schlecht, wenn sie ab und an mal Pfennige, Groschen und manchmal auch eine Mark fanden. Das Geld war bei der wilden Tanzerei aus den Taschen geflogen. Nun konnten sie sich bei Kannings Sophie, Sielings Mutter oder Kühlings Marie ein großes Eis kaufen. Das war das Eine. Aber was sie noch gefunden haben, das konnten sie sich gar nicht erklären: Rund um den Festplatz fanden sie zahlreiche Unterhosen von Männlein und Weiblein. Wie waren die wohl dahingekommen?



Quelle: Archiv Die Harke

## Momente der Geschichte

### Liebenau im 20. Jahrhundert

## **„Du Tik-Tak-Oma! Heute haben wir in der Schule viel über Flüchtlinge geredet. Gibt es denn in Liebenau auch Flüchtlinge?“**

Ja, meine Kleine, die gibt es. Und das schon seit langem. Die erste Flüchtlingswelle kam nach dem 2. Weltkrieg zu uns und hat das Leben in unserem Ort stark verändert. Da dich diese Frage doch sehr beschäftigt, und wie es damals zu den Flüchtlingsströmen kam, will ich dir mal ausführlich erklären!

Der 2. Weltkrieg entwurzelt zahlreiche Menschen in Europa. Hunderttausende fliehen im Winter 1944/45 aus den deutschen Ostgebieten vor der roten Armee nach Westen. Noch während des Krieges beginnt die gewaltsame Vertreibung deutscher Minderheiten aus Ost-, Mittel- und Westeuropa. Etwa 12 Mio. Deutsche suchen eine neue Heimat. Wie viele Menschen in den chaotischen Ereignissen starben, ist bis heute unklar. Schätzungen schwanken zwischen 400.000 bis zu 2 Millionen Opfern.

Ein kleiner Handwagen, ein Rucksack und ein Holzkoffer mit wenigen Habseligkeiten sind häufig der ganze Besitz von Flüchtlingen und Vertriebenen. Hunger, Kälte und Krankheiten begleiten ihre wochen- und monatelange Flucht. Viele Familien werden auseinandergerissen und sind auf der Suche nach ihren Angehörigen.

Auf die „wilden“ Vertreibungen folgen nach Kriegsende bis 1959 „geregelt“e Aussiedlungen“ der Deutschen aus den Ostgebieten, Polen, Ungarn und der Tschechoslowakei. Sie werden auf der Potsdamer Konferenz beschlossen.

Die alliierten Militärregierungen bringen Flüchtlinge in Lagern, Notquartieren oder bei Privatfamilien unter. Nicht selten gibt es Schwierigkeiten im Zusammenleben zwischen Einheimischen und Vertriebenen.

Bei der ersten Anordnung des Alliierten Kontrollrates durchgeführten Volkszählung im Oktober 1949 werden 9,6 Millionen Flüchtlinge gezählt. In Schleswig Holstein stieg die Bevölkerungszahl um 33%, in Mecklenburg-Vorpommern um 44,3%. 1950 lebten 8 Millionen Flüchtlinge in der Bundesrepublik Deutschland und 4 Millionen in der DDR.



Wie hat sich die Vertreibung und Flucht der Menschen aus dem Osten bei uns in Liebenau bemerkbar gemacht? Ab Sommer 1939 wurde von der Firma Wolff & Co. aus Walsrode auf einem 12 qkm großem Gebiet zwischen den Ortschaften Liebenau und Steyerberg eine Munitionsfabrik erstellt, in der ab 1941 unterschiedliche Pulversorten hergestellt wurden. Im Jahr 1943 bestanden 80% Gesamtbelegschaft aus Fremd- und Zwangsarbeitern. Hinzu kamen sowjetische Kriegsgefangene und Häftlinge des „Arbeitserziehungslagers“ Liebenau. Ihre Unterbringung erfolgte in Baracken in und um Liebenau. Diese Baracken wurden mit der Beendigung des Krieges 1945 mit Flüchtlingen und Vertriebenen belegt. Am 1.5.1947 stellte sich die Einwohnerzahl Liebenaus wie folgt dar: Stammeinwohner 1253, Flüchtlinge 2152 und somit 3405 Gesamteinwohner, d.h. auf einen Stammeinwohner kamen ca. zwei Flüchtlinge. Diese Menschen mussten untergebracht und gepflegt werden. Zunächst wurden die bereits vorhandenen Baracken neu belegt. Da die Kapazitäten nicht ausreichten, kam es zu Zwangseinweisungen in Wohnraum von Privatunterkünften. Diese Maßnahme führte zu großen Problemen. In einem gegründeten Flüchtlingsrat, der als Mittler zwischen den Einheimischen und den Flüchtlingen

vermitteln sollte, ging es u.a. um Themen wie die Verteilung von Lebensmitteln, Wohnungsangelegenheiten, Schulproblemen und Problemen mit der Verwaltung bei Darlehensfragen. In den Protokollen des gegründeten Flüchtlingsrates ist z.B. 1949 zu lesen: „Herr Lucas betont, dass bislang alle Bemühungen das Verhältnis zwischen den beiden Bevölkerungsschichten zu bessern, vergebens waren, dass aber die Schuld nicht immer bei den Flüchtlingen zu suchen ist. Es muss ein Weg gefunden werden, der eine ersprießliche Zusammenarbeit ermöglicht.“

Nr.	Ort	Träger	Art d. Lagers	Belegstärke
1	Im kleinen Felde	Industrieverwaltung	9 Baracken	267
2	Siedlung Eickhof	Forstverw. Eickhof	Wohnlager	47
3	Kampstraße	Privatbesitz	4 Baracken	19
4	Döhrenkamp	Privatbesitz	10 Baracken	42
5	Liebenauer Heide	Privatbesitz	2 Baracken	6
6	Neu Liebenau	Privatbesitz	2 Baracken	17
7	Neu Liebenau	Privatbesitz	5 Baracken	20
8	Steyerberger Str.	Privatbesitz	2 Baracken	10
9	Stolzenauer Str.	Betonwerk Rubach	3 Baracken	46
10	Stolzenauer Str.	Privatbesitz	1 Baracke	5
11	Im kleinen Felde 96	Privatbesitz	1 Baracke	8
12	Verstreut	Privatbesitz	8 Baracken	42



Die Wohnverhältnisse in den Baracken waren z.T. sehr problematisch. So begann man das geförderte Barackenräumungsprogramm umzusetzen. Es wurden Grundstücke gekauft, und z.B. das „Kleine Feld“ als Siedlungsgebiet ausgewiesen. Dazu fasste man folgenden Beschluss: „Der Verwaltungsausschuss wird in Zusammenarbeit mit der Gemeindeverwaltung beauftragt, die Kaufverhandlungen mit der IVG so zu führen, dass nach Möglichkeit für den Enderwerber der Preis pro qm den Betrag von 2 DM

nicht übersteigt.“ Den Flüchtlingen wurde ermöglicht, diese Grundstücke zu kaufen und zu bebauen, wobei zinsgünstige, geförderte Darlehen sehr hilfreich waren.



Stolzenauer Straße



Breslauer Straße

**Zeitzeugenberichte zum Thema:  
Flucht und Vertreibung Deutscher aus Mittel- und Osteuropa 1945–1950**



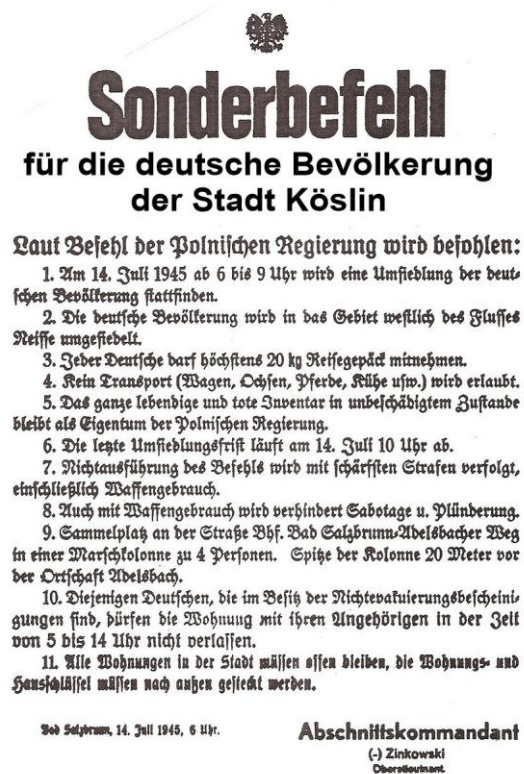
**Zeitzeugenbericht - Gespräch mit Gerhard Lange, Moorweg 12, 31618 Liebenau**  
**Gesprächsteilnehmer: Gerhard Lange, Manfred Klein**

**Thema:**  
**Vertriebenenenschicksale im 2. Weltkrieg - Lebensverhältnisse während der Nachkriegszeit in Liebenau**

**Tag:** 10.Nov.2015  
**Ort:** Wohnung von Herrn Lange

**Vertreibung**

Gerhard Lange stammt aus Köslin, ehemals Pommern. Er wuchs dort im Hause seiner Eltern Willi und Gertrud Lange gemeinsam mit seiner Schwester Erika auf. Der Vater war bis zu seiner Einberufung zum Kriegsdienst im Jahr 1939 als Klempner- und Installateur tätig. Die Mutter war als Angestellte in einem Steuerberatungsbüro beschäftigt. Nach Beginn ihrer Großoffensive im Januar 1945 konnten die sowjetischen Streitkräfte innerhalb weniger Wochen riesige Geländegewinne erzielen und tief in das Deutsche Reich eindringen. Im März 1945 wurde die Stadt Köslin von sowjetischen Soldaten eingenommen. Gertrud Lange hatte sich nicht zur Flucht vor den feindlichen Truppen entschließen können. Sie entschied sich zu bleiben und bewohnte mit ihren beiden Kindern weiterhin die bisherige Wohnung bis zum Frühjahr 1947.



Im Sommer 1945 vereinbarten die Regierungschefs der drei Siegermächte Großbritannien, Sowjetunion und der U.S.A. auf der Potsdamer Konferenz unter anderem die Zwangsumsiedlung der Deutschen aus den Ostgebieten Polens (Westpommern, Schlesien) in die von ihnen neu geschaffenen Besatzungszonen. Ergänzend dazu wurde später vertraglich festgelegt, dass bei dieser Vertreibung von jeder Person maximal 40 kg Gepäck (incl. Reiseproviant, persönliche Wertgegenstände) mitgenommen werden durfte.



Der Rest des Besitzes wurde von den Polen als Entschädigung für das während des Krieges erlittene Leid konfisziert.

Mit den Massenumsiedlungen wurde ab Februar 1946 begonnen. Familie Lange wurde im April 1947 aus ihrer Kösliner Wohnung vertrieben. Ihr Hab und Gut musste sie zurücklassen. Nur mit einigen wenigen Habseligkeiten versehen, wurde Gertrud Lange

mit ihren Kindern in einen Güterzug verfrachtet. Unter erbärmlichsten Umständen, die Versorgung mit lebensnotwendigen Nahrungsmitteln war völlig unzureichend, und mit etlichen Unterbrechungen endete dieser Transport schließlich im Mai 1947 in Freiberg/Sachsen.

Die Versorgungslage war auch hier katastrophal. Mutter Gertrud Lange musste ihren Trauring verkaufen, um Mittel für die Grundnahrung der Familie sicherzustellen. Der Aufenthalt hier sollte allerdings nur etwa sechs Wochen andauern.

### **Ankunft in Liebenau**

Vater Willi Lange war inzwischen als Kriegsgefangener in ein Kriegsgefangenenlager in England deportiert worden. Hier lernte er Ferdinand Michau aus Liebenau kennen, der das gleiche Schicksal erlitten hatte und der ihm anbot, bei der Entlassung im April 1947 in seine Heimatgemeinde Liebenau zu kommen. So gelangte Willi Lange nach Liebenau und fand im Hause Michau, Ortstraße, eine vorläufige Bleibe.

Schon bald fand er den Aufenthaltsort seiner Familie heraus. Gertrud Lange war freudig überrascht, als sie von dem neuen Aufenthaltsort ihres Mannes Kenntnis erhielt. Mit Hilfe eines „Schleppers“ gelang ihr zusammen mit ihren Kindern der illegale Übertritt der Grenze von der sowjetisch besetzten Zone in die britische Zone. Ziel war hier das Grenzdurchgangslager Friedland, das total mit Flüchtlingen überfüllt war und in welchem sich Gertrud Lange mit ihren Kindern nicht lange aufgehalten hat. Sie wurde am 12. Juni 1947 vom Grenzdurchgangslager abgemeldet und erhielt zugleich einen Freifahrtschein für die Bahn nach Nienburg/Weser, wo sie auf dem Bahnsteig eine Frau aus Liebenau kennen lernte, deren Name Gerhard Lange leider bis zum heutigen Tage nicht kennt. Gemeinsam mit dieser Frau reiste die Familie Lange mit dem Bus des Busunternehmens Lesemann von Nienburg bis zur Haltestelle „Hockemeyer“, Lange Straße in Liebenau. Hier angekommen wurden Langes von dieser Frau bis zum Hause Michau begleitet.







Die polizeiliche Anmeldung der Familie Lange am 13. Juni 1947 wurde vom damaligen Gemeindedirektor Buddenbaum zunächst nicht akzeptiert, da Gertrud Lange mit ihren Kindern die sowjetisch besetzte Zone illegal verlassen hatte und demgemäß keine Zuzugsgenehmigung besaß. Letztlich wurde die Anmeldung durch die Gemeindeverwaltung jedoch bestätigt, und die Familie konnte vorläufig im Hause Michau bleiben. Wenige Wochen später verfügte die Gemeindeverwaltung die Einweisung in eine leerstehende Wohnung in einem Haus in der Liebenauer-Heide. Die Besitzer des Hauses lehnten die Familie Lange als Mieter jedoch ab. Daraufhin erfolgte die Einweisung ins Obergeschoss eines anderen Wohngebäudes. Die Wohnung bestand aus einem geteilten Raum mit insgesamt 16 qm Wohnfläche. Die monatliche Miete betrug 15,00 RM.

Das Verhältnis zu der Vermieterin war zunächst auskömmlich, trübte nach einiger Zeit jedoch merklich ein. Nachdem die Vermieterin einen neuen Lebenspartner gefunden hatte, wurde das Mietverhältnis durch kleine Schikanen seitens der Vermieterin etwa ab 1950 zunehmend belastet. Das Mietverhältnis endete schließlich am 10. April 1952.

### **Lebensverhältnisse in Liebenau**

Nach der Ankunft in Liebenau bereitete die Sicherung der Existenz der Familie Lange besondere Sorgen. Die Hungersnot war nach Kriegsende weit verbreitet, wenn sie auch auf dem Lande nicht so extrem prekär war wie in den Städten. Die per Lebensmittelmarken festgelegten Rationen deckten den täglichen Bedarf an Nahrungsmitteln nur unzureichend ab. Hinzu kam, wie Gerhard Lange berichtet, dass z.B. die Brotmarken von einem Liebenauer Bäcker nicht akzeptiert wurden. Die Bäckerei Kraft löste hingegen die Marken uneingeschränkt ein. Sehr wesentlich trugen zur Existenzsicherung Lohnarbeiten bei, die die Eltern Lange als Erntehelfer in verschiedenen landwirtschaftlichen Betrieben in Liebenau verrichteten (z.B. bei Michau, Dreyer (Wallstraße). Entlohnt wurde oft mit Naturalien. Die Situation besserte sich zusehends, nachdem der Vater im Jahr 1947 bei der 3. B.A.D. (Britisches Munitionsdepot) eine geregelte Beschäftigung fand. Gleichwohl: Der Stundenlohn betrug lediglich 0,76 RM.



Vater Lange hatte es in der Zwischenzeit geschafft, über ein Siedlungsprogramm der Niedersächsischen Heimstätte, Hannover, in der Kantstraße ein schlichtes Wohnhaus zu errichten. Das Grundstück wurde von der ev.-luth. Kirchengemeinde Liebenau erworben. Das Wohnhaus konnte im April 1952 bezogen werden.

Die Integration der Vertriebenen verlief schwierig, denn die einheimischen Liebenauer verhielten sich gegenüber den Flüchtlingen und Vertriebenen sehr unterschiedlich. Gerhard Lange berichtet, dass von einem Liebenauer Landwirt der Bezugsschein für Stroh mit der Bemerkung: „Für solche Leute gebe ich nichts“, nicht eingelöst wurde. Hingegen hat der Landwirt Fritz Plate, Liebenau-Heide, die Familie Lange nachhaltig in mancherlei Hinsicht unterstützt. Ein Antrag von Gerhard Lange auf Erwerb der Mitgliedschaft in der Freiwilligen Feuerwehr wurde abgelehnt.

Die dürftigen Wohnverhältnisse und die schwierige wirtschaftliche Lage der Familie Lange boten kaum Spielraum, um an lokalen Veranstaltungen oder Vergnügungen teilnehmen zu können. Soweit es die Umstände zuließen,

stand die Pflege der Geselligkeit im Vordergrund, und zwar sowohl bei den Flüchtlingen als auch bei den Einheimischen. Als beliebter Treffpunkt erwies sich hierbei der Theatersaal in einer Steinbaracke in der Stettiner Straße., in welchem regelmäßig Kinofilme gezeigt wurden. Ansonsten traf man sich am Wochenende gern im „Deutschen Haus“, Inh. Ernst Freese, Lange Straße.

Das Angebot der Briten, die Duschen im Camp einmal wöchentlich zu benutzen, wurde vor allem von den Flüchtlingen gern genutzt.



### Persönlicher Werdegang

Nach seiner Ankunft in Liebenau wurde Gerhard Lange im Sommer 1947 in der Volksschule Liebenau - 3. Schuljahr - eingeschult und kurze Zeit später versuchsweise in das 4. Schuljahr versetzt. Der Unterricht fand im Volksschulgebäude auf dem Kirchplatz statt und wurde vormittags sowie nachmittags von den Lehrern Schönhoff, Bomhoff, Heine, Lübmann und Teschke erteilt. Es war im Besonderen der Lehrer Lübmann, der den Schülern den Lehrstoff ansprechend vermittelt hat und von Gerhard Lange sehr geschätzt wurde. Ende März 1951 wurde Gerhard Lange aus der 8. Klasse der Volksschule entlassen.

Unmittelbar nach der Schulentlassung absolvierte Gerhard Lange bei dem Klempner- und Installateurmeister Heinrich Müller, Liebenau, Lange Straße (später Bahnhofstraße) eine Lehre als

Klempner und Installateur von 1951 bis 1954. Heinrich Müller war kein gebürtiger Liebenauer, und Gerhard Lange musste alsbald beobachten, dass die alteingesessenen Liebenauer - seien es Handwerksbetriebe oder Kunden gewesen - dieses seinem Meister bei der Vergabe von Aufträgen gelegentlich auch spüren ließen.

Nach verhältnismäßig kurzen Arbeitsverhältnissen als Geselle bei den Firmen Brokate, Uchte, und Prediger, Nienburg, wechselte Gerhard Lange im Juni 1956 zum Klempnerei- und Installationsbetrieb Alfred Schumacher; Hannover, wo er bis zum März 1961 blieb.

Während dieser Zeit belegte Gerhard Lange einen Meisterkurs bei der Handwerkskammer Hannover, den er 1960 mit der Meisterprüfung erfolgreich abschließen konnte. Es war eine harte Zeit, da der Unterricht nur samstags besucht werden konnte und die Hausaufgaben außerhalb der Arbeitszeit erledigt



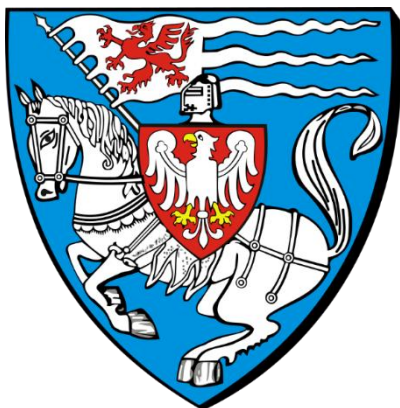
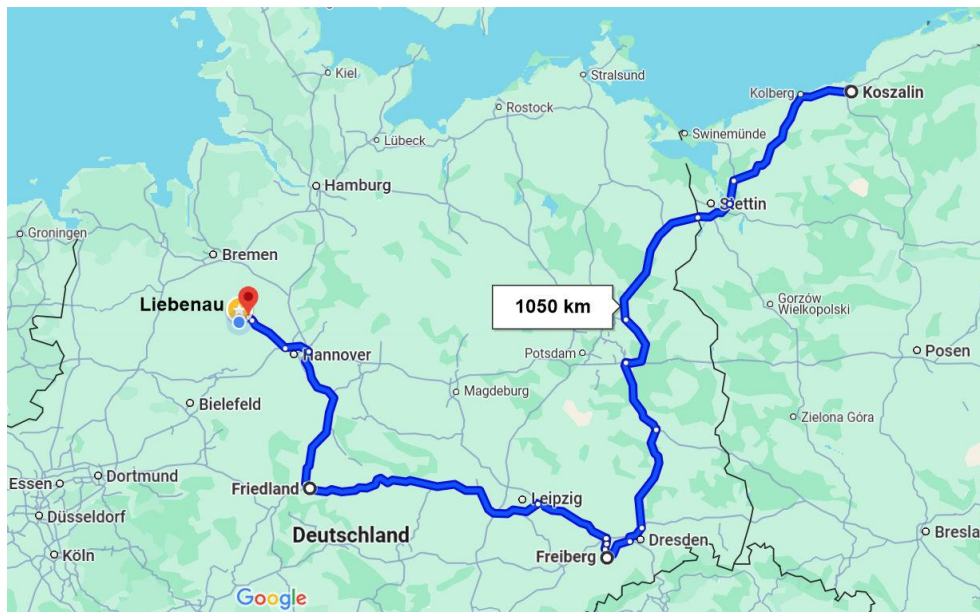
werden mussten.

Am 15.04.1961 eröffnete Gerhard Lange als selbstständiger Handwerksmeister seinen Klempner- und Installationsbetrieb auf dem Grundstück Grandt, Lange Straße 14. Im Jahr 1966 konnte er das Grundstück Liebenau, Sternstraße 3, erwerben und seinen Betrieb mit Werkstatt und Ladengeschäft zeitgemäß erweitern.

Aufgezeichnet:

Liebenau, den 7./29. Dezember 2015

Befragung wurde durchgeführt von Manfred Klein, Lönsweg 24, 31618 Liebenau, Tel.: 05023/4354, Fax: 05023/945 297, Email: [mk.liebenau@t-online.de](mailto:mk.liebenau@t-online.de)





## Chronik Liebenau

Dokument Nr.: Z Kr.03

### Zeitzeugenbericht - Gespräche mit Irmgard Kronenberg, Auf dem Rollkamp 1, 31618 Liebenau

Gesprächsteilnehmer: Irmgard Kronenberg, Manfred Klein  
Weiter anwesend: Hermann Kronenberg, Ingrid Klein

#### Themen:

- a) Herkunft, Vertreibung und Flucht aus Schlesien
- b) Neuanfang in fremder Umgebung, Lebensverhältnisse 1946 bis ca. 1955)

Tag: 13. Juli 2016/30. Jan.2017/23. Febr. 2017

Ort: Wohnung des Ehepaars Kronenberg, Wohnung Manfred Klein

#### 1) Herkunft, Vertreibung, Flucht



Hallo, ihr lieben Liebenauer!

Mein Name ist Irmgard Kronenberg, geb. Päsler. Ich wurde 1930 in Gnadenfrei, einer kleinen Stadt im Kreis Reichenbach/Niederschlesien im Vorland des Eulengebirges geboren. Gemeinsam mit meinem Bruder Fritz wuchs ich im Hause meiner Eltern, dem Landwirt Hermann Päsler und meiner Mutter Selma auf. Dort besuchte ich auch von April 1936 bis März 1944 die Volksschule.

Um die Jahreswende 1944/45 zeichnete sich das Kriegsende endgültig ab. An der Ostfront drangen starke militärische Verbände der Roten Armee nach Beginn ihrer Großoffensive im Januar 1945 sehr schnell tief in das Deutsche Reich vor. Als die feindliche Front bedrohlich näher rückte, verließen wir Gnadenfrei und begaben uns nach Neurode, wo wir vorübergehend Quartier bezogen. Am 07. Mai 1945, am Tag vor der Kapitulation, besetzten die Sowjets Neurode. Hier sah ich zum ersten Mal einen sowjetischen Soldaten. Kurze Zeit später wurde auch Gnadenfrei eingenommen. Da die deutsche Armee sich aus Gnadenfrei zurückgezogen hatte, kam es während der Besetzung des Ortes durch die Sowjets zu keiner Schießerei. So kehrten wir einige Tage nach der Besetzung nach Gnadenfrei zurück.

Während des Einmarsches und auch kurz danach hielt sich meine Familie mehrfach in verschiedenen Quartieren versteckt, um möglichen Übergriffen der sowjetischen Soldaten zu entgehen.

Doch schon bald konnten wir zunächst auf unseren Hof zurückkehren und die Landwirtschaft weiterführen. Im August/September 1945 erschien jedoch plötzlich ein sowjetischer Soldat mit einem Polen, der ein Kind an der Hand führte, und gab uns bekannt, dass der Pole ab sofort den Hof übernehmen werde. Der Pole war, wie sich alsbald herausstellte, Postbeamter und besaß keinerlei Sachkenntnis über das Führen eines landwirtschaftlichen Betriebes. So hielt mehr oder weniger allein meine Familie den Betrieb weiterhin aufrecht.



Doch dann wurden wir ein halbes Jahr später von unserem Hof in Gnadenfrei vertrieben. Tags zuvor waren wir von der örtlichen Verwaltung in Kenntnis gesetzt worden, dass sich alle Familienmitglieder in den Morgenstunden vor ihrem Grundstück zu versammeln hätten, da für sie ein Abtransport vorgesehen sei. Nur mit wenigen

Habseligkeiten versehen, die wir im persönlichen Gepäck wie z. B. Taschen, Rucksäcken sowie auf einer Schiebkarre packen konnten, wurden wir und die übrigen Deutschen, noch ansässigen Familien in Gnadenfrei, von den Polen zusammengetrieben, um als Kolonne unter strenger Bewachung durch die Polen zu einem Fußmarsch in die etwa 12 km entfernt liegende Kreisstadt Reichenbach aufzubrechen. Reichenbach wurde am gleichen Tage erreicht. In einer Reichenbacher Schule erhielten die vertriebenen Gnadenfreier eine Notunterkunft, wo wir als erstes entlastet wurden.

Am darauffolgenden Tag wurden alle vertriebenen Familien aus Gnadenfrei von den Polen gezwungen, auf dem Reichenbacher Bahnhof in Viehwaggons eines Güterzuges einzusteigen. Niemand kannte das Ziel, als sich der Zug alsbald in Bewegung setzte. In dem Viehwaggon herrschte Dunkelheit und Enge. Es gab, von einem kurzen Zwischenaufenthalt in Kohlfurt nahe Görlitz abgesehen, keinen Sichtkontakt zur Außenwelt. Die kargen Vorräte an Essen und Trinken waren alsbald verbraucht. Ich kann mich leider nicht mehr an alle Einzelheiten erinnern und weiß auch nicht, wie lange die Fahrt gedauert hat. Als sich die Türen des Waggons endlich öffneten, war die Stadt Nienburg/Weser erreicht. Hier wurden wir in Baracken notdürftig untergebracht. Eine Entlausungsaktion mussten wir erneut über uns ergehen lassen.



## 2) Die neue Umgebung, Lebensverhältnisse von 1946 bis ca. 1955

Nur kurz währte der Barackenaufenthalt in Nienburg. Meine Familie wurde zusammen mit einigen weiteren Familien per Lkw nach Binnen transportiert. Ziel war hier die Gaststätte Meyer (Hattendorf), in welcher ein Vertreter der Gemeinde uns Gnadenfreier Vertriebenen die Unterkünfte für die Unterbringung bekannt gab. Wir erhielten ein



Quartier bei dem Landwirt Fritz Pöttker, das aus einem kleinen Raum bestand, der mit zwei Betten und zwei Strohsäcken ausgestattet war. Pöttkers beköstigten unsere vom Hunger geplagte Familie nach unserer Ankunft mit Essen und Trinken.

Eine solche, verhältnismäßig unproblematische Aufnahme von uns Vertriebenen war bei einigen Einheimischen in Binnen nicht selbstverständ-

lich. In einem Fall wurde den Vertriebenen der Zugang zu dem zugewiesenen Quartier verwehrt. Erst mit Hilfe der Polizei konnte die Gemeinde die Zuweisung der für die Unterbringung vorgesehenen Räume durchsetzen.

In Binnen angelangt, mussten sofort Mittel und Wege gefunden werden, um die Existenz unserer Familie sicherzustellen. Mein Vater Hermann fand sogleich beim Landwirt Müller eine Beschäftigung als Landarbeiter, Bruder Fritz betätigte sich bei dem Landwirt Fritz Küfe in gleicher Position und ich half beim Spargelstechen auf dem Hof Pöttker. Die Entlohnung bestand hauptsächlich in Naturalleistungen; ob und in welcher Höhe darüber hinaus die Tätigkeiten bar entlohnt wurden, ist mir nicht mehr in Erinnerung.



Die Arbeit auf dem Hofe Pöttker endete für mich am 01. Oktober 1946. Ich wurde zunächst arbeitslos, konnte jedoch kurz danach eine Beschäftigung in der Gaststätte und Bäckerei Rehling in Liebenau, Lange Straße, aufnehmen. Da der Inhaber Karl Rehling noch nicht aus der Kriegsgefangenschaft heimgekehrt war, wurden die Bäckerei und

der Betrieb der Gastwirtschaft von seiner Ehefrau aufrechterhalten. In der Gastwirtschaft musste ich natürlich auch oft mithelfen. Ich gab diese Tätigkeit im Februar 1947 auf. Im Anschluss daran wechselte ich zu verschiedenen Arbeitgebern (Bäckerei/Landwirtschaft Kraft und Lebensmittelgeschäft/Kohlenhandlung Buchholz) in Liebenau.



Wiederholt hatte die Wirtschafterin auf dem Gut Meyer-Siekendick, Frau Erdmute Schlott, Brokeloh, mir eine Lehre angeraten. Das wurde auch von dem Gutsherrn befürwortet und es gelang der Abschluss eines Lehrvertrages mit dem Gut Meyer-Siekendick, in dem für mich eine Ausbildung als ländliche Hauswirtschaftsgehilfin festgelegt wurde. Die Lehrzeit auf dem Gutshof begann am 15. Febr. 1949 und endete am 28. Febr. 1950. Ab April 1950 setzte ich meine Lehre auf dem Lehrhof Muhle, Nienburg/W.) fort und schloss sie am 30. Sept. des gleichen Jahres ab.

Ab Oktober 1950 besuchte ich dann die Landwirtschaftsschule Nienburg und schloss hier meine Ausbildung am 20. März 1951 erfolgreich ab. Meine Kenntnisse vertiefte ich in der Volkshochschule Hermannsburg, wo ich an einem Lehrgang in der Zeit vom April bis September 1951 teilnahm.

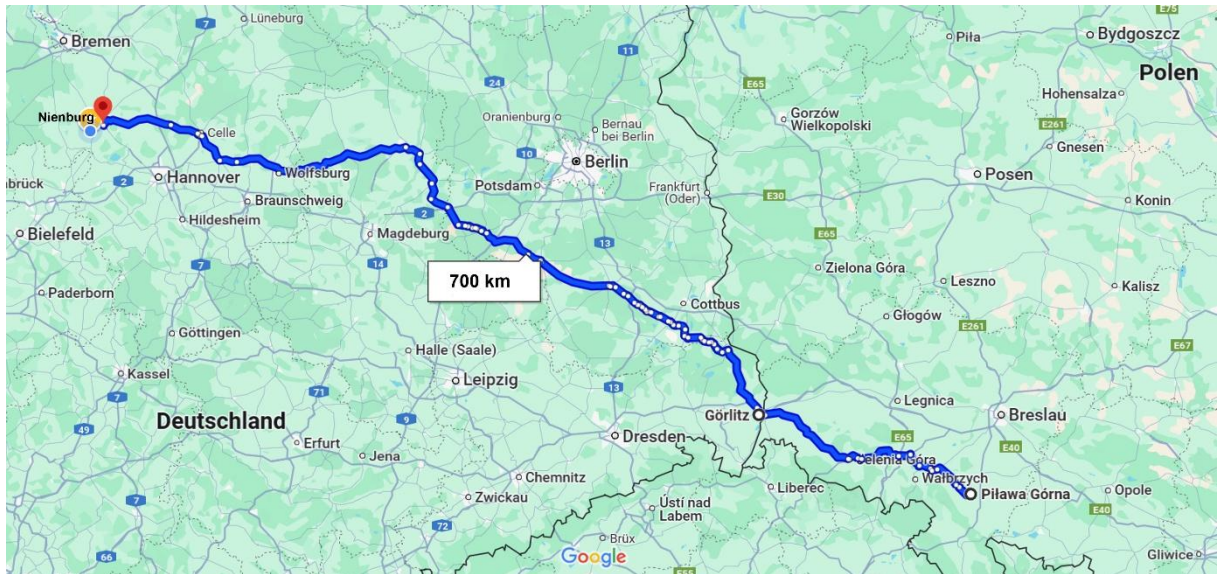
Unmittelbar nach dem Besuch der Volkshochschule Hermannsburg übernahm ich ab Oktober 1951 die Stelle einer Hauswirtschafterin in dem Betrieb Steffenhagen, Lese- ringen, die ich am 30. September 1953 wegen der unmittelbar bevorstehenden Heirat mit meinem zukünftigen Mann, Hermann Kronenberg, im Dezember 1953 aufgab. Meinen Hermann hatte ich schon als Irmgard Päsler während meiner diversen Aufenthalte

in Liebenau kennengelernt. Wir bewirtschafteten gemeinsam den Hof in der Bahnhofstraße. Dort wurden auch unsere vier Kinder (3 Mädchen, 1 Junge) geboren. Ende der 60er-Jahre siedelten wir auf unseren jetzigen Bauernhof auf dem Rollkamp 1 um.

Aufgezeichnet,

Liebenau, den 20. Juli 2016

Ergänzt, 04.02.2017, 06.03.2017 und 02.04.2017



(Manfred Klein)

Hermann Kronenberg * 11.3.1900 † 14.9.1966 ∞ 31.8.1928 Elli geb. Heitmüller-Mühlenfeld * 2.9.1895 † 16.9.1986	Hermann Päsler * 20.4.1898 † 2.1.1975 ∞ Selma geb. Hübner * 30.12.1893 † 3.3.1975
Hermann * 1.5.1929 † 30.8.2024	Jrmgard * 9.9.1930 † 27.12.2018 ∞ 17.12.1953

Stammbaum der Familien Kronenberg (Liebenau) und Päsler (Gnadenfrei)



## Chronik Liebenau

### Dokument Nr.: Z-Ha.01

### Zeitzeugenbericht – Schriftliche Aufzeichnungen vom 16. September 1989 von Eugenie Hauser, geb. Boge

#### Themen:

- a) Herkunft, Vertreibung und Flucht aus Polen
- b) Neuanfang in fremder Umgebung, Lebensverhältnisse 1946 bis ca. 1955

#### 1) Herkunft, Vertreibung, Flucht

Mein Name ist Eugenie Hauser. Ich möchte euch heute über mein Leben in Polen und meine Vertreibung aus Polen und meine Flucht bis nach Liebenau erzählen:



Ich wurde am 6. Dezember 1912 in Tomaschow-Mazowiecky (Polen) geboren. Meine Eltern, Ludwig und Lydia Boge, übersiedelten von Belchatow in die Stadt Tomaschow-Maz. an der Piliza ungefähr im Jahre 1909. In Belchatow verkauften meine Eltern ihren ganzen Besitz. Es soll nicht wenig gewesen sein, so erzählte mir meine Mutter. Sie wollten in Tomaschow für das Geld etwas Neues erwerben. Es war gerade zur Zeit der großen Inflation (1923). Weil meine El-

tern über einen Kauf nicht rechtzeitig reagierten, wurde das ganze Geld wertlos und sie bekamen nichts mehr dafür. Dieses erzählte meine Mutter sehr oft.

Im Jahre 1915 starb mein Bruder Theodor. Ich kann mich daran noch gut erinnern. Meine Mutter nähte für uns Mädchen, wir waren drei, Kleidchen aus schwarzem Stoff mir weißen eingewirkten nicht auffällig wirkenden Noppenstreifen. Als im Jahre 1917 das vierte Mädchen zur Welt kam, wurden wir Mädchen immer von unserer Mutter benäht und bestrickt, immer aufs Feinste. Vielleicht wurden auch die Jungen benäht. Es waren schon drei vor mir geboren, aber das entzieht sich meiner Kenntnis. Wir Mädchen hatten im Sommer immer schöne selbstgemachte Spitzenhüte und weiße Spitzenkleider, welche wir, wenn wir von der Kinderlehre am Sonntag oder von einem Spaziergang heimkamen, sofort ausziehen





mussten, denn das Waschen war nicht so leicht wie heute. Von den Hüten mussten die Spitzen erst abgetrennt werden, gewaschen und dann wieder fertig gemacht werden.

Wir wohnten damals in der Warschauer Straße in einem kleinen Holzhaus mit einem Bierverkauf. Die Bierflaschen wurden erst gewaschen und dann gefüllt vom großen Fass und verkauft. Dort verbrachte ich zusammen mit meinen sechs Geschwistern meine ganze Kindheit. Kurz bevor ich eingeschult wurde, erkrankte ich an den Augen. Meine Mutter brachte mich zu einem praktischen Arzt. Der verordnete mir Lebertran zu trinken. Das Zeug schmeckte fürchterlich und mein Augenleiden wurde dadurch auch nicht besser. 1919 wurde ich dann eingeschult. Ich wollte so gern zur Schule gehen, konnte aber oft gar nicht dahin, der Augen wegen. Deshalb lernte ich viel mit meinem älteren Bruder Alexander. In unserem Haus hatten wir damals nur Gaslampen zur Beleuchtung. Da die Lampe sehr hoch an der Decke hing, stellte meine Mutter eine Petroleumlampe auf den Tisch. Wir Kinder saßen alle darum herum, und ein jeder machte seine Aufgaben. Besonders gerne lernte ich Gedichte und kleine Theaterstücke auswendig, und manches Gedicht blieb in meinem Gedächtnis bis zum heutigen 77. Lebensjahr erhalten. Eine weitere Begebenheit aus meiner Kindheit blieb mir ebenfalls bis heute in Erinnerung: Ein Nachbarsjunge hatte aus seiner Wohnung im ersten Stock eine Spielente zu mir in den Hof geworfen. Er wollte, dass ich sie wieder zu ihm hoch warf. Ich versuchte es, doch leider klatschte die Ente gegen ein Doppelfenster, das sofort zerbrach. Ich erstarrte und angsterfüllt wartete ich darauf, was mein Vater nun wohl tun würde. Doch Vater kam nur zu mir und sagte: „Hast Glück, dass heute Sonntag ist, und sonntags gibt's keine Prügel!“



In unserer Straße wohnten wir mit Polen, Juden und Deutschen zusammen. Auf unserem Hof wohnten 10 Familien. Vier Familien im Haus zur Straße hin mit einem Geschäft, und sechs Familien im Hinterhaus. Abends trafen sich alle zu einem gemütlichen Plauderstündchen auf einer langen Bank vor dem Hinterhaus. Hier lernte ich mit 19 Jahren auch meinen Mann Alfred kennen. Wir trafen uns öfter bei Theateraufführungen, und ich spielte die Rolle der Partnerin meines

zukünftigen Mannes. So wurde schon bald aus diesem Theaterpaar ein Paar fürs Leben. 1931 haben wir uns verlobt und am 25. Dezember 1933 geheiratet.

Unser Glück dauerte leider nicht sehr lange. 1939 begannen die Unruhen in Polen. Deutsche wurden aus den Fabriken entlassen und viele flüchteten nach Deutschland. Somit beschlossen auch wir mit unseren beiden Kindern, Olis 5 Jahre und Anita ein halbes Jahr alt, nach Deutschland zu gehen. Das war im Juli 1939. Unser Hab und Gut wurde für wenig Geld verkauft, um für den Mann, der uns über die grüne Grenze führen sollte, das nötige Geld zu beschaffen. Es musste ja alles heimlich geschehen. Dadurch entstand viel Angst und Aufregung. Schwer war die Trennung von unserem schönen Tomaszow an der Piliza. Der Tag wurde von jetzt an von dem Mann, dem Schmuggler, bestimmt. Es war gut, dass wir nicht wussten, was vor uns lag. Sonst hätten wir uns wohl kaum auf den Weg gewagt. Die Flucht begann mit viel Angst,



denn wer geschnappt wurde, kam sofort ins Gefängnis. Alles musste unauffällig geschehen. Von zuhause ging es mit dem Kinderwagen, geschoben von meiner alten Tante Rosalie Jagosch, die den ganzen Weg durch die Stadt bis zur Bushaltestelle weinte. Mit dem Bus fuhren wir bis Petrikau und dann mit der Bahn bis Tschenschow. Mit Auto und zu Fuß ging's weiter durch Wälder und Felder. Es war unheimlich, denn uns begleitete ein starkes Gewitter. Noch nie im Leben war ich so dankbar, wenn es blitzte, denn dadurch konnte ich wenigstens sehen, dass ich noch bei der Gruppe war. Der starke Regen hatte uns bis auf die Haut durchnässt. Zu allem Übel verlor ich auch noch meine Schuhe und verletzte mir die Füße an den dicken Baumwurzeln. Plötzlich fing Anita an fürchterlich zu weinen und zu schreien. Um sie ruhig zu stellen flößten wir ihr Spiritus ein. Anita wurde ganz still und ich glaubte, sie wäre erstickt und tot. Alles Jammern half nichts. Es ging immer weiter. Durch das Schreien waren alle nervös geworden, nur die Angst entdeckt zu werden gab uns die Kraft weiterzulaufen. Mit der linken Hand hielt ich mein Kind fest im Umschlagtuch und mit der rechten Hand hielt ich mich an meinem Vordermann fest. Mit großer Mühe gelangten wir an einen Fluss, der die Grenze sein sollte. Der Schmuggler nahm das Geld in Empfang, und wir waten bis zum Bauch durchs Wasser. Der Leidensweg war damit aber immer noch nicht zu Ende. Ich könnte noch viel erzählen. Aber eines will ich noch erwähnen: Anita ist aus dem tiefen Schlaf durch den Spiritus wieder erwacht und hatte tagelang Durchfall. Keine Windeln, doch mein großes Umschlagtuch leistete mir gute Dienste.

## 2) Neuanfang in Liebenau

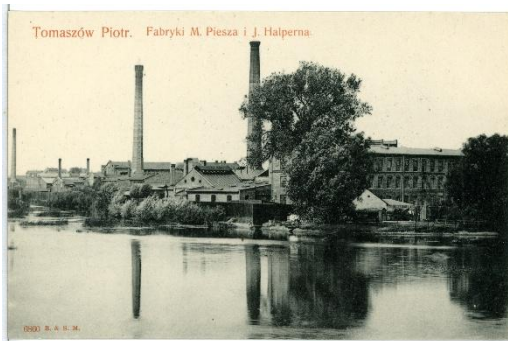
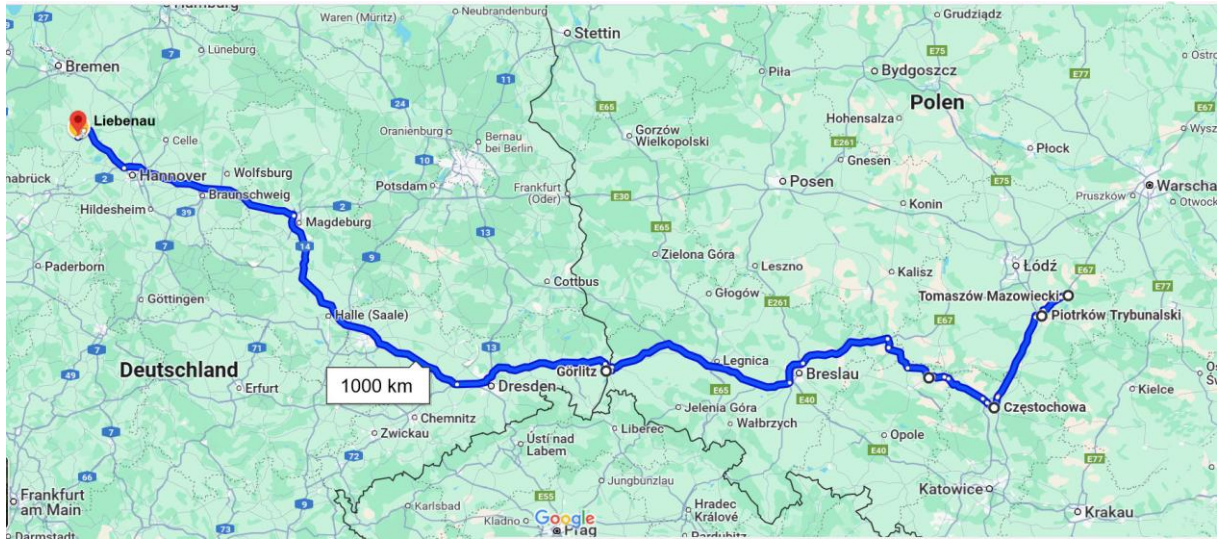
Nun sind seitdem 50 Jahre verstrichen, doch alles ist noch so lebhaft vor meinen Augen, als ob es erst kürzlich gewesen wäre. Nach der geglückten Flucht aus Polen fuhren wir mit dem Zug über Görlitz nach Liebenau. Dort kamen wir am 8. August 1944 an. Insgesamt waren wir 12 Personen, die alle bei meiner Schwester, Herta Sommerfeld, einquartiert wurden. Herta war mit ihrem Mann, Erwin Sommerfeld, schon 1939 nach Deutschland geflüchtet und bauten sich in Liebenau eine neue Existenz auf. Das war unsere Rettung, denn einer zog den anderen nach sich. Wenn ich dann zum Rathaus ging, um die Neuankömmlinge anzumelden, fragte mich die Angestellte: „Ist ihre Sippe immer noch nicht voll?“



Zu der Sippe gehörten: Lydia Boge, Olga Hauser, Eugenie Hauser mit Gerd, Olis und Anita, Ella Hauser mit Ingrid und Horst, Eugenie Boge mit Wiro und Arlette, Olga Bendinger mit Helga und Klara Sommerfeld und Hulda Fercher mit Arno. Wir wohnten alle zusammen in einer Not-

unterkunft in der Königsberger Straße, in der Nähe des kleinen Rohrbaches. In den nächsten Jahren wurde die Familie immer kleiner. Wegen Arbeitsmangel und kaum Aussicht auf eine bessere Zukunft wanderten einige nach Kanada und Australien aus. Liebenau ist unsere zweite Heimat geworden, und wir alle, die noch immer hier sind, fühlen uns wohl hier. Der Dank gebührt der Herta und dem Erwin Sommerfeld.

Der Herrgott hat mir durch gute Menschen geholfen, meine Kinder zu erziehen. Darüber bin ich glücklich und zufrieden und danke meinem Herrgott von ganzem Herzen. Im letzten Brief von meinem lieben Mann, datiert vom 15. März 1945, schrieb er mir: „Meine Liebe, es soll dir nicht leidtun um das, was wir verloren haben, wenn wir nur noch mal zusammen kämen“. Leider ging dieser Wunsch nicht in Erfüllung. Mein lieber Alfred ist und bleibt vermisst mit der Feldpostnummer 08744E.



## Momente der Geschichte

Liebenau im 20. Jahrhundert



**Du, Opa! Wir waren heute Morgen in der Gedenk- und Bildungsstätte in Liebenau. Herr Guse hat uns alles erklärt und auch gesagt, dass es in dem Liebenauer Eickhof ein Munitionslager mit Atomsprengköpfen gab. Stimmt das, und weißt du etwas davon?**

### Das Sondermunitionslager (SAS) Special Ammunition Site



Es gehört schon eine ziemlich große Fantasie oder Inspiration dazu, wenn man sich vorstellt, dass dieses jetzt so friedliche daliegende Areal von nicht einmal zwei Fußballfeldern Größe, vor gar nicht langer Zeit einer der streng bewachtesten, best geheim gehaltenen, aber auch der gefährlichsten Orte in ganz Deutschland war. Und das direkt vor unserer Haustür, mitten im Liebenauer Eickhof, nicht einmal zwei Kilometer von unserem Ortskern entfernt!

Und wie es dazu kam? Nun, im Dezember 1938 entdeckten Otto Hahn und Fritz Strassmann die

Kernspaltung. Wenn solch weltverändernden Erfindungen erst einmal gemacht sind, müssen sie natürlich auch angewendet werden: Bereits 1942 wurde die erste Plutonium-Bombe in den USA gezündet (Beginn des Nuklearzeitalters). Im August 1945 folgten dann die Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki, mit 250000 Toten, um Japan zur Kapitulation zu zwingen.

Großbritannien (1952), Frankreich (1960) und China (1964) stiegen ebenfalls in den Rüstungswettlauf um Atomsprengsätze ein. Mitte der 80er Jahre hatten die USA und die Sowjetunion 50-70.000 Nuklearsprengköpfe produziert.

Auch die Bundesrepublik verpflichtete sich auf die Herstellung von Atomwaffen, musste sich aber mit der „Nuklearen Teilhabe“ begnügen. Im Rahmen der NATO-Verteidigungsstrategie war der Einsatz von Atomwaffen durch die Bundeswehr vorgesehen. Die Atomsprengköpfe wurden in Deutschland gelagert und von der Bundeswehr selbst bewacht. Die Bundeswehr verfügte über die entsprechenden Atomwaffenträgersysteme. Die Amerikaner behielten aber die Schlüssel- und Verfügungsgewalt.

Eines der Atomwaffenlager befand sich seit 1963 in der Eickhofer Heide.

Aktueller denn je ist der Bezug zu Nuklearwaffen, seit Russland die Ukraine überfallen hat.

Unsere Generation, die in einer eng verbundenen Welt mit hochentwickelter Technik lebt, besitzt mehr schöpferische und zerstörerische Möglichkeiten als irgendeine der vorhergehenden 40 000 Generationen. Mit den Mehrfach-Vernichtungskapazitäten („Overkill“), den atomaren

und chemisch-bakteriologischen Kampffarsenalen vermögen wir zum ersten Mal in der Geschichte die Menschheit wie das kostbare Raumschiff ERDE auszulöschen.

### **Ursachen und Reaktionen:**

Die militärstrategischen Grundsätze des Warschauer Paktes und die Dislozierung seines Militärpotentials veranlassten den Westen sich bei seinen Vorbereitungen zur Verteidigung auch auf eine groß angelegte Aggression einzustellen.

Noch in den 70er und 80er Jahren war die Militärstrategie der NATO die flexible Reaktion mit dem Ziel, Krieg durch Abschreckung zu verhüten. Die NATO hat dazu dreierlei militärische Reaktionen vorgesehen.

1. **Direktverteidigung** (ein Einsatz nuklearer Waffen wird nicht ausgeschlossen).
2. **Vorbedachte Eskalation** (Erhöhung des Abwehrkampfes durch Einsatz nuklearer Waffen).
3. **Allgemeine Nukleare Reaktion** (Einsatz nuklear-strategischer Waffen – seine Androhung ist das stärkste Abschreckungsmittel).

Ein wesentliches Element der NATO-Strategie ist das Prinzip der Vorverteidigung. Für die Bundesrepublik kann es keine Alternative zur Vorverteidigung geben.

Taktische Nuklearwaffen waren Teil dieser Strategien. Während im Westen das Ziel der Kriegsverhinderung und Konflikteindämmung die Militärstrategie beherrscht, ist die damalige Strategie der Sowjetunion im Falle eines Krieges in die Offensive zu gehen und einen militärischen Sieg über die NATO zu erzielen.

### **Auszug aus der sowjetischen Militärenzyklopädie**

„Hauptkampfform, deren Ziel darin besteht, den Gegner zu zerschlagen und wichtige Geländeeräume (-abschnitte, -objekte) einzunehmen. Die Offensive umfasst die Vernichtung des Gegners mit allen zur Verfügung stehenden Kräften, den entschlossenen Sturmangriff, das zügige Vordringen der Truppen in die Tiefe des Gegners, die Vernichtung und Gefangennahme der lebenden Kräfte, die Erbeutung von Waffen und Kampftechnik sowie die Einnahme festgelegter Geländeeräume.“



Die Sicherheitspolitik Deutschlands wird von den Werten des Grundgesetzes mit dem Ziel geleitet, die Interessen unseres Landes zu wahren, insbesondere:

- Recht und Freiheit, Sicherheit und Wohlfahrt
- Souveränität und Unversehrtheit des deutschen Staatsgebietes
- Bewältigung regionaler Krisen
- Bekämpfung des Terrorismus
- Achtung der Menschenrechte
- Freier und ungehinderter Welthandel

### **Begleitbatterie 1**

Die Begleitbatterie bewacht und sichert die Sondermunition der Division.

Die Bundeswehr wurde als konventionelle Streitkraft gegründet. Sie besaß und besitzt bis heute keine Atomsprenköpfe in nationaler Verfügungsgewalt. Sie unterhielt jedoch im Heer und in der Luftwaffe Waffensysteme, mit denen Atomsprenköpfe verschossen oder abgeworfen werden können. Die Sprengköpfe selbst sind im Besitz und unter Kontrolle der US-Streitkräfte. Inzwischen wurde das Heer von diesem nuklearen Auftrag entbunden.

Vor 62 Jahren begann die Chronik der Begleitbatterie 1. Nach Aufstellungsphase und Ausbildung war zunächst die Bewachung und Sicherung der „Sondermunition“ (Gefechtsköpfe der

Honest John) Hauptaufgabe der Batterie im Frieden und im Krieg. Dabei arbeitete sie Schulter an Schulter mit dem 32nd US Army Field Artillery Detachment zusammen. Erst Anfang der 70er Jahre kamen die Einsatzmittel (Rohrartillerie) für den Divisionsartillerieführer dazu. Zusätzlich wurden bis in die 80er Jahre auch die Atomminen einer in Minden ansässigen Kompanie gelagert.

Mit ca. 180 Soldaten / Zivilpersonen (bei unzähligen Überprüfungen durch vorgesetzte Dienststellen sowie den Nuclear Security Inspektionen der Amerikaner) kam es trotz einer hohen dienstlichen Belastung zu vielen gemeinsamen Veranstaltungen insbesondere mit dem Flecken Steyerberg, zu dem seit 1976 eine Patenschaft gab.

Nach 32 Jahren endete 1992 der Wachauftrag, und die Batterie wurde aufgelöst.

### Für Militär affine Leser ein Muss zum Weiterlesen

#### Anmerkung zum Sondermunitionslager (SAS)

1. Befehls- und Hoheitsgewalt bei der amerikanischen Regierung in Bezug auf die (nuklearen) Sonderwaffen.
2. Bewachungs- und Sicherheitsvorschriften vom amerikanischen Verteidigungsministerium (Pentagon).
3. Geheimhaltungsgrad „STRENG GEHEIM“; alle Wachsoldaten sind sicherheitsüberprüft (Stufe 1).
4. Wachstärke 1/3/30/34 (1 Zug).
5. Ständiger Bereitschafts-Zug in gleicher Stärke mit der Auflage innerhalb von 30 Minuten „kampfbereit“ am SAS anzukommen und Verbindung mit dem Wachzugführer aufzunehmen.
6. zusätzliche Maßnahmen:  
Täglich 3 amerikanische Soldaten (abgeschottet) im Wachgebäude.  
Munitionsbunker mit Stahltüren.  
Smoke-Generator (30 Minuten lang Ausströmen eines giftigen Gases).  
S-Rollen über den Munitionskisten in den Bunkern.
7. Ein weiterer Bereitschaftszug in den umliegenden Kasernen mit gleicher Einsatzstärke (Einsatzzeit: 3 Stunden nach Alarmierung).
8. Landkreis (Feuerwehr und Polizei mit Notfallplänen eingebunden).





Anmerkung:

Copyright der Bilder: [o.skrotzki@bildergalerie-diepholz.de](mailto:o.skrotzki@bildergalerie-diepholz.de)

## Momente der Geschichte

Liebenau im 20. Jahrhundert

Liebenau und die „Verschickungskinder“

**Du, Oma. Mama hat mir erzählt, dass früher ganz viele Kinder zur Erholung in eine Kur geschickt worden sind. Waren die denn alle krank? Und haben dich deine Eltern auch verschickt?**

Nein, meine Kleine. Richtig krank war eigentlich keines dieser Kinder. Vielleicht ein bisschen zu dünn, zu klein für ihr Alter und auch häufig erkältet, aber sonst ganz gesund. Oder weil sie zu blass, zu dick, zu dünn waren, weil sie Asthma, Tuberkulose oder Neurodermitis hatten. Wenn das Kind zu winzig war, so lag das oft an seinen kleinen Eltern. Und wenn es zu mager war, lag es meistens daran, dass die Kinder früher den ganzen Tag draußen rumtobten, sich die überschüssigen Pfunde abrannten und nicht wie heute die ganze Zeit vor dem Fernseher sitzen und mit ihrem Smart-Phone daddeln.

Während des Krieges herrschte allerdings besonders in den Städten bittere Armut und Hunger. Das betraf natürlich in großem Maße die Kinder. So entstand die Idee, Kinder und Jugendliche zur Erholung in Kinderheime in besonders gesunde Gegenden, an die See und in die Berge wegen der guten Luft zu schicken. Doch nach dem Krieg standen die vielen Erholungsheime leer, und da hatten die Vertreter unserer gemeinnützigen Vereine den tollen Einfall, die nun leerstehenden Heime mit angeblich erholungsbedürftigen Kindern vollzustopfen! Eine sichere Einnahmequelle für die Kurorte. Die Kosten dafür trug die gesetzliche Krankenversicherung oder die Rentenversicherung, die zum Ausgleich Steuergelder bekamen. Die wirklichen Nutznießer dieser Maßnahmen waren aber kirchliche und staatliche Wohlfahrtsorganisationen! Übrigens, meine Kleine: Meine Eltern haben mich nicht verschickt!

Und so gab es auch in Liebenau wie in jedem größeren Dorf an den Ufern von Weser und Aue eine Frau, die sich tagein, tagaus um die Wehwehchen der Mitbewohner kümmerte. In unserem Dorf war es die Dorfschwester Hermine.

In jedem etwas größeren Flecken an den Ufer von Weser und Aue gab es einen Mann, der sich in der Woche um die ernsthaften Verletzungen der Mitbewohner kümmerte. In unserem Flecken war es der Dorfdoktor Fritz.

Gemeinsam war diesen beiden „Kümmerern“, dass sie praktisch über Nacht ihre soziale Ader entdeckten. Den hungernden, abgemagerten und verelendigten Kindern galten jetzt ihre gemeinsamen Anstrengungen. Ihre selbstlose Sorge um die armen Heranwachsenden entdeckten sie, als Hermine dem Dorfdoktor bei einer unwichtigen Behandlung assestierte:

Meiers Schuster, bereits am Morgen leicht duselig, hatte sich beim Besohlen eines Stiefels mit dem Hammer auf den Sack geschlagen. Nun musste das wichtige Stück gekühlt und gesalbt werden.

Ganz beiläufig bemerkte Doktort Fritz: „Du, Hermine. Ich habe da neulich einen Brief vom Deutschen Roten Kreuz bekommen. Die wollen, dass wir 10 Kinder benennen, die zur kostenlosen Erholung geschickt werden sollen. Kannst du nicht mal bei den Eltern und in der Schule vorbeigehen und Reklame für diese Verschickungen machen?“ „Aber gerne doch, Herr Doktor“, entgegnete Hermine. Unser Doktor hatte dabei ganz geflissentlich vergessen die 70 DM für die Untersuchung und die Begutachtung zu erwähnen, die er für jedes kurwillige Kind bekam.

Gleich am nächsten Tag marschierte Hermine los. Sie zeigte den Bauern, Arbeitern, Handwerkern und Kaufleuten farbenprächtige Bilder von Kinderheimen in tollen Landschaften und lobte die Verschickung in den höchsten Tönen. „Für euer Kind kann solch eine Kur nur gut sein. Denkt doch mal an die frische Luft an der Nordsee oder an das milde Klima im Harz. Und an das gesunde Essen und den Spaß, den euer Kind haben wird. Das Tollste daran ist, dass es euch



keinen Pfennig kostet, sogar die Bahnfahrt wird vom Staat bezahlt. Also, nichts wie los in den Urlaub mit euren Kindern!“

„Aber unsere Blagen sind doch gar nicht so mickrig, schwach und blutleer. Außerdem brauchen wir unsere Jungens hier für die Feldarbeit und die Mädchen für die Hilfe in Haus, Garten und Hof.“

„Darauf kommt es doch gar nicht an“, beschwichtigte Hermine, „die Genehmigung der Erholungskur ist nur eine Kleinigkeit für unseren Doktor.“

„Nee, lass gut sein, Hermine. Unseren Heini brauchen wir dringend hier“, war die Antwort der meisten Befragten.

In zahlreichen Dörfern an den Ufern von Weser und Aue gab es in diesen Jahren trotzdem viele glückliche Kinder, die sich zum Beginn der großen Ferien an den Bushaltestellen trafen. Dort warteten sie auf Willys alten Dieselsebus, der die Kinder in Begleitung einer Tante vom Roten Kreuz zum Bahnhof nach Nienburg bringen sollte. Zu ihnen gehörten auch die beiden Neunjährigen Fritz und sein bester Freund Helmut. Um den Hals hatte man ihnen ein Schild mit der Aufschrift „Kinderheim Waldsegen, Clausthal-Zellerfeld“ gehängt. Als der Bus angetuckert kam, schnappten sich alle ihren kleinen Koffer, und die erste Etappe des Abenteuer-Erholungsurlaubes begann.

### **Auszug aus: wikipedia.org/wiki/Verschickungskinder**

<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>

Verschickungskinder ist eine umgangssprachliche Bezeichnung für Kinder und Jugendliche in der Bundesrepublik Deutschland, die zur Durchführung von Maßnahmen der Gesundheitshilfe außerhalb des Elternhauses in Heimen untergebracht waren (sog. Kinderkuren).

Grob geschätzt waren 3 Millionen Menschen betroffen. Andere Schätzungen gehen sogar von 8 bis 12 Millionen Kindern aus. Die Verschickungen erfolgten von der Nachkriegszeit bis in die 1990er Jahre für zwei- bis sechswöchige Aufenthalte in Kinderheimen und -heilstätten. Kleinkinder wurden gemeinsam oder auch alleine verschickt, darunter auch Kinder ab dem zweiten Lebensjahr.

Im Jahr 1963 waren in der BRD 839 Kinderheilstätten und Kinderheime mit 56.608 Betten ausgewiesen. An- und Abreise erfolgte meist per Bahn in Kleingruppen (in 1977 transportierte die Bahn 518.000 Kurkinder), aber auch per Bus.

Dabei wirkten Gesundheits- und Jugendämter zusammen. Verschickt wurden Kinder und Jugendliche, deren Gesamtkonstitution durch äußere Schäden, Unterernährung, Mangelernährung oder Mangel an Licht, Luft und Bewegung bereits gefährdet war, chronisch kranke Kinder und Jugendliche, beispielsweise bei Erkrankungen an aktiver Tuberkulose oder Kinderlähmung, aber auch Kinder ohne erkennbare Gründe.

Systematik und Infrastruktur basierten weitgehend noch auf der Kinderlandverschickung (KLV), die schon während der Weimarer Republik und unter der Herrschaft der Nationalsozialisten bestanden hatte. Während des Zweiten Weltkriegs hatte sie dann der Evakuierung von Stadtkindern vor alliierten Luftangriffen gedient (sogenannte Erweiterte KLV) und bezweckte nicht mehr die Erholung der Kinder.

In vielen Verschickungsheimen herrschte über lange Zeit ein strenger, vereinzelt noch von der NS-Ideologie geprägter Umgang mit den Kindern. Dazu gehörten Erprügeln von Gehorsam, strenge Sauberkeitsforderungen, körperlicher Zwang und das Diktat der Uhr. Psychische und körperliche Gewalt wurde von den Kindern erlitten. Zur Verschleierung der Umstände mussten viele Kinder vorgegebene Texte von einer Tafel auf Postkarten abschreiben, die dann an die Eltern nach Hause geschickt wurden.

2017 legte eine Radioreportage negative Zustände in vielen Kinderkurheimen der 1950er bis 1970er Jahre offen. Betroffene berichteten darin von Zwangsernährung, Gewalt, Isolationsstrafen und auch sexuellem Missbrauch in Einrichtungen der Diakonie, des Bundesbahnsozialwerks, privater Träger oder katholischer Organisationen.

Der Beitrag verweist auch auf die zahlreichen Berichte im Internet, in denen Betroffene die Verschickungsheime als „brutale Zuchtanstalten“ beschreiben, ordnet sie als NS-Erbe ein und beschreibt die Ausbeutung der Kurkinder als einen mutmaßlich verbreiteten Geschäftszweig. Im Mai 2020 forderten die Jugend- und Familienminister der Länder den Bund auf, ein Forschungsprojekt zur Aufarbeitung der Schicksale der Verschickungskinder zu initiieren, um die Anzahl der Betroffenen und die institutionellen, strukturellen, individuellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen umfassend aufzuklären. Einzelne Bundesländer wollen sich um eine Unterstützung der Geschädigten bemühen, beispielsweise durch niederschwellige therapeutische Hilfsangebote.

Im Januar 2022 veröffentlichte das Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales (MAGS) des Landes Nordrhein-Westfalen eine Studie zur Vorbereitung der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Kinderverschickungen. Die früheren Organisationsformen der Kinderheime werden darin durchaus mit psychiatrischen Kliniken oder sogar mit Gefängnissen verglichen.

Heute sind viele der früheren Heime in Mutter-Kind-Kurkliniken umgewandelt worden.

### **Fakten zu den Verschickungskindern am Beispiel des Adolfinenheims auf Borkum (1921 – 1996)**

Text: Harald Baade

nach: G. Engelbrecht · A. Tischer, Zwischen Erholung und Zwang

Kinderverschickungsheime wie hier beschrieben gab es in ganz Deutschland. Allein auf Borkum waren es seit 1921 über 20 Häuser dieser Art. Es ist nicht zu verschweigen, dass es sich wohl auch um eine Geschäftsidee für die armen Inselbewohner handelte. Ein Seebad und Erholung für die Gäste war erst im Aufbau. Solche Heime wären heutzutage undenkbar. Waren doch diese Art von Einrichtung zur Züchtigung und erst an zweiter Stelle zur Gesunderhaltung des Körpers gedacht.

Die Initiative Verschickungskinder von 2019 engagierte sich für die Aufarbeitung des Schicksals der Kinder. Das Adolfinenheim auf Borkum verzeichnete während seines Bestehens ca. 90.000 Jungen und Mädchen. Die Betroffenen sprachen z.T. jahrzehntelang nicht über ihre Erlebnisse. Viele schwiegen aus Angst, dass man ihnen nicht glauben würde. Meist blieb man 6 Wochen lang zur Kur. Eine Belegungszahl von 1967 verzeichnet 1433 Kinder.

Es fällt auf, dass das strikte Verbot der Kinder zum Kontakt nach Zuhause gang und gebe war.

Kein Besuch, Post-Zensur, sofern man schon schreiben konnte, waren an der Zeit. 24 Stunden unter Aufsicht, man sollte einfach nur funktionieren. Warum man mit solch einer außerordentlichen Härte vorgeht, wird wohl nie aufgeklärt werden.

Wurde doch hier der Grundstein gelegt, der im späteren Leben als Flashback immer mal wieder ans Tageslicht kommt. In gewissen Situationen hat man als Erwachsener eine Abneigung gegen die in dem Heim erlebten Erkenntnisse. Das können Düfte, Lebensmittel und momentane Erlebnisse sein. Was hat man diesen kleinen Individuen



**Adolfinenheim**

© Historisches Foto: H. Wessels, aus  
einem Hausprospekt, 20er Jahre

nur angetan! Weil man doch in die Fremde fuhr zur Erholung und Heilung und nicht um verstört wiederzukommen.

Es wurden auch Kinder vermittelt, die im Grunde kräftig und gesund waren. Das Alter der Verschickungskinder lag zwischen vier und vierzehn Jahren. Die Kinderkuren wurden in der Regel von Haus-, Schul- oder Kinderärzten verordnet. Der Begriff „Erziehungseinrichtung mit Krankenhaus“ wäre wohl eher der Ansatz als „Kindererholungsheim“ gewesen. Vor allen Dingen die Masse an Kindern und ihren Problemen konnte man bei aller Liebe nicht explizit angehen in 6 Wochen. Die Wirksamkeit der Kuren wurde immer wieder kritisiert.

Was viele Kinder plagte, war das entsetzliche Heimweh. In dem Heim ging es nur um die Verwaltung von Kindern. Die mussten diese Heime vollkriegen, denn das hat Geld gebracht. Die Eltern waren ja vor Ort nicht erwünscht. Eine repräsentative Auswertung von 1000 Berichten Betroffener ergab, dass 94 % ihre Kur in negativer Erinnerung blieb. 60 % davon haben bis heute unter den Folgen zu leiden. Einzelne positive Episoden wie Singen oder die herbe Nordsee als Erlebnis werden in der Mehrzahl von den belasteten Kurerlebnissen überschattet.

Im März 1980 änderte sich auch das pädagogische Konzept der Pflicht zur Bettruhe, mittags, nachts oder auch zur Strafe sollte geschlafen werden. Mithin waren da 14,5 Std. Schlaf angesagt. Als Voraussetzung für einen guten Kurerfolg gab es täglich zwischen 2700 und 3100 Kalorien zu essen. Es gab zwanghaft demütigende und auch gewaltvolle Erlebnisse in der Ernährung. Die einen bekamen sehr wenig zu essen, die anderen zu viel. Merkblatt Tagesablauf (gekürzt): Gruppenleiterin soll die Mutter vertreten. Jedes Unwohlsein eines Kindes der Stationschwester melden. Nicht mit den Eltern sprechen. Dies macht die Stationschwester. Süßigkeiten wegnehmen. In Ausnahmefällen an die ganzen Gruppen verteilen. Spaziergänge von 9.30 h bis 11.30 h und von 15.30 h bis 17.30 h unternehmen. Taschengeld der Kinder verwalten, Briefe an die Eltern nach Vorgaben des Vorstandes schreiben. Das Baden im Meer oder Schwimmbad begleiten.

Am 15.12.1972 schrieben drei Praktikanten einen Beschwerdebrief, was alles nicht in Ordnung war. Beispiel: Grober Umgangston, Schikanen, Strafen und wiesen darauf hin, dass das Personal größtenteils nicht ausgebildet sei. Daraufhin drohte der damalige Vorsitzende Bürgermeister van Dyken mit unnachsichtiger, strafrechtlicher Verfolgung, sollten die Praktikanten ihre Behauptungen aufrechterhalten.

Als der neue Heimleiter Wilhelm Schenkel im Jahr 1980 kam, geschah endlich die Wende. Vorher ging das Personal im Adolfinenheim grundsätzlich rücksichtslos mit den Kindern um. Das Brechen des Eigenwillens galt als Schlüssel zur Entwicklung zum Erwachsenen. Liest man Berichte von Verschickungskindern, so spielt das Heimweh, das sich bis zur Verzweiflung steigern konnte, immer wieder eine existenzielle Rolle. Shirley Fisher schrieb über das Heimweh in einer wissenschaftliche Studie: Manifestation eines post-traumatischen Stress-Syndroms. Es ist davon auszugehen, dass Verschickungskinder über die Trennung von zuhause durch die angewandte schwarze Pädagogik überlagert und verstärkt wurde. Mit zum Teil traumatischen Folgen bis in die Gegenwart. Beispiel: Allein gelassen zu werden. Bei Kontrollen schulisch oder beruflich durch Vorgesetzte negativ aufzufallen. Darüber, dass die Bediensteten mit einem machen konnten, was sie wollten und man keine Chance hatte, sich zu wehren, verletzten die Kindergefühle. Die rund 90.000 Kinder, die im Adolfinenheim zur Kur waren, hatten über Jahre hinweg eine wichtige wirtschaftliche Bedeutung für die Insel. Man muss davon ausgehen, dass der Umgang mit den Kindern bekannt und auch akzeptiert wurde. Die dargestellten Beispiele gewaltsamen Umgangs mit den Jungen und Mädchen im Adolfinenheim sind keine Einzelfälle, sie ähneln denen in anderen Verschickungsheimen.



Borkum, 1967, Kinderkurheim  
© Foto: privat

### **Verschickungskinder – Erholung und Leid in Kinderheimen**

In unserer heutigen Folge der Reihe „Zeitzeugen berichten“ beschäftigen wir uns mit den Verschickungskindern in den 60er Jahren. Die noch lebenden Zeitzeugen der sogenannten Kinderlandverschickung hier in Liebenau zu finden, war nicht einfach, immerhin sind die meisten der damals Verschickten schon über 70 Jahre alt. Außerdem hatten viele ihre Erlebnisse in den Kinderheimen verdrängt und wollten an diese Zeiten nicht mehr erinnert werden. Deshalb möchten wir uns ganz herzlich bei den wenigen bedanken, die uns auf unsere Fragen Antworten gegeben haben.

### **Unsere Interviews (Gedächtnis-Protokolle) beginnen mit Harald Baade, einem damals Siebenjährigen aus Liebenau.**

Lgb: Hallo, Harald! Es ist schön, dass du uns etwas erzählen willst von deinen Erlebnissen, Erfahrungen und Geschichten, die du während deines Aufenthaltes als Verschickungskind auf Borkum gemacht hast.

Wann hast du denn von deiner Verschickung erfahren?

Harald: Das war gleich zu Beginn der Sommerferien. Mein Vater sagte mir beim Abendbrot, dass er mich zu einem Kuraufenthalt auf Borkum angemeldet habe. Mama würde mich Montag zum Bus nach Nienburg bringen, von dort ginge es dann mit Zug und Schiff weiter auf die Insel. Ich fing gleich an wütend zu heulen. Doch als Mama mir sagte, dass Rogges Heinzi auch mitkommen würde, war ich schnell wieder beruhigt und konnte den Montag kaum erwarten.

LgB: Wie war es denn so bei der Anreise und auf der Insel Borkum? Was hat dich am meisten geprägt?

Harald: Nun, da gibt es vieles zu sagen. Wenn es auch sehr lange her ist, hat sich einiges für immer in den Tiefen des Gedächtnisses eingepägt. Gleich auf dem Bahnhof in Nienburg hatte ich mein erstes furchtbares Erlebnis. Heinzi wurde in ein anderes Abteil gesetzt. Als ich anfing wie wild nach Heinzi zu schreien und nach der Tante vom Roten Kreuz zu treten, gab die mir eine schallende Ohrfeige und zog mich ins Abteil für die Borkum-Kinder. Borkum ab Nienburg Weser.

Ferienheimkinder, leider sind die wahren Erinnerungen verblasst und nur noch Fragmente eines Auszuges übrig geblieben. Was man so im zarten Alter von 7 Jahren bis dato merken kann.

Ich weiß, dass ich von der grauenvollen Welt, als verstört heimkehrte. So hat man mir das in meiner Nachfrage bei einer bekannten damaligen Verkäuferin aus unserer Drogerie bestätigt. Leider sieht man sich auch heute noch, je nach Situation, unbewusst wieder auf der Insel mit den damaligen Ereignissen. Ob gewisser Lärm, starkes Heimweh, eben alles was man im Alltag der Heimkinder negativ erlebt hat.

An einem Marterpfahl wird man angebunden und drangsaliert. Nur hier übernimmt das das Gehirn eines Kleinkindes.

Wie all die anderen Kinder, bekam ich einen Zettel um den Hals mit einer Botschaft die man ja nicht lesen konnte, weil die Einschulung ja erst nach dem Aufenthalt losgehen sollte.

Das machte mich das erste Mal hilflos. Ich fuhr also ins unbekannte Nirgendwo, wie ein Gegenstand und nach Borkum verfrachtet.

Auch das war unbekannt. Eine Insel? Die Fahrt begann schließlich ab Nienburg mit einer Dampflokomotive und einem riesigen Getöse dieses eisernen Rosses.

Selbst wenn ich später im heimischen-Garten (liegt an der Eisenbahnstrecke Richtung Steyerberg) einen Dampfzug hörte, lief ich schnell weg und versteckte mich. Wieder eiskalt abgeholt zu werden, ohne Verbindung zu Müttern und Vätern, hätte ich nicht überwunden.

Man muss sich das so vorstellen: Einmal angekommen im Verschickungsheim gab's kein Telefon um mal eben „alles gut“ zu sagen. Man war halt wie ein Gegenstand, an dem man Geld verdiente, verdammt!

Ich hatte nie das Gefühl kränklich zu sein. Wenn's dann mal ein Paket aus der Heimat gab, wurde es an alle aufgeteilt. Selbst dabei nahm man einem die Würde. Das Schicksal, abgeschnitten von den Eltern, die Angst und Verzweiflung nicht mehr nach Hause zu kommen waren essentiell, also lebenswichtig. Nein, überlebenswichtig.

Das hat sich bis heute nicht abgebaut. Selbst in der Ausbildung, bei fremden Eltern untergebracht sein zu müssen, weil das Zuhause eine Tagesreise entfernt war, eine Qual.

Im Verschickungsheim auf der Insel Borkum, waren wir in einem Schlafsaal mit vielen Leidenden untergebracht.

Den anderen Kleinkindern ging es ja nicht besser wie mir. Die einen sollten an Gewicht zunehmen, dazu gehörte ich, die anderen Kinder abnehmen, weil wohl zu dick.

Jedenfalls hatte ich das damals so verstanden mit 7 Lebensjahren.

Nur die Not und der Zufall machte es möglich, dass ich meine Tischmahlzeiten mit jemandem heimlich tauschen konnte, der wegen Übergewicht im Kinderheim war. Ich nahm also nicht an Gewicht zu. Mein Nachbar nahm einfach nicht ab, denn schließlich hatte sich ein Tauschgeschäft mit der Nahrung entwickelt. Im Ergebnis waren wir wohl beide zufrieden. Leider erinnere ich mich nur an wenige gute Stunden bei dem Aufenthalt auf Borkum. Eine Tante, so mussten wir die Aufsichtspersonen nennen, hatte mir ein Kindergebet beigebracht: „Wo ich gehe, wo ich stehe, ist der liebe Gott bei mir.“

Der Zuspruch von dieser Person tat mir gut, um nicht weiter in meiner Trostlosigkeit gefangen zu sein. Nach Wochen des Aufenthaltes und keinerlei Kontakt zum Elternhaus weit weg, wurde die innere Verzweiflung größer und größer. Sehe ich die Heimat jemals wieder? Das verfolgt mich bis heute! Heimweh ohne Erklärung zu erleben in den ersten Lebensjahren, kann man nicht wieder aufholen.

Dass ich mir das im Nachhinein alles nur einbilden konnte, wurde durch 2 Schwarzweiß-Fotos widerlegt, deren Rückseite meine Mutter mit Text und Datum signiert hatte. Diese Fotos, so nehme ich an, sind den Eltern wohl zugeschickt worden. Die Bilder habe ich erst nach dem Ableben meiner Mutter gefunden, so dass ich sie nicht mehr fragen konnte.



Erst als ich 2020 mehrfach über die sogenannten Verschickungsheime gelesen habe und alles im Fernsehen betrachten konnte, habe ich gewusst: „Junge, das hast du dir nicht eingebildet. Das ist wirklich passiert.“

Meine Eltern haben mich nach dem Aufenthalt auf der Nordseeinsel nicht wieder verschickt. Meine Schwester Ursula, die in St. Peter Ording in einem Verschickungsheim war, kann bis heute keinen Grießbrei essen.

#### Bleibt noch anzumerken:

Ich bin nicht körperlich misshandelt worden, außer dem Toilettenverbot in der Nacht. Es war schlichtweg verboten, das Bett zu verlassen. Trotzdem schlich ich mich über den Flur im Kriechgang an der Schwester Oberin vorbei, die gerade Nachtwache hatte, und vielleicht bemerkte sie mich auch nicht. Ich sehe es noch vor meinem wachen Auge. Da saß eine Tante an einem Schreibtisch mit einer Lampe und las in ihrem Buch rechter Hand von mir. So was ver-



gisst man einfach nicht. Flach an der Wand lang, erreichte ich mein Ziel. Erwischt hat man mich nie bei meinen nächtlichen Abenteuern. Und wie stolz war ich, als nächsten Tag die Betten-Kontrolle war, und meine Schlafstätte wie gewünscht aussah. Aber so manches Mal, mit dem Blick zum Nachbarn, waren die Kinder betroffen und bekamen ihre Strafe. Wie die aussah, erinnere ich mich nicht mehr.

LgB: Vielen Dank, Harald, dass du uns alles, was in deinem Gedächtnis haften geblieben ist, so offen erzählt hast. Wir wünschen dir für die Zukunft alles Gute und hoffen, dass die „schlechten Gedanken“ an Borkum für immer aus deinem Kopf verschwinden.

**Der zweite Interviewpartner unserer Zeitzeugenreihe ist Karl-Heinz (Die Namen wurden aus datenschutzrechtlichen Gründen geändert) einem damals Neunjährigen.**

**Lgb: Hallo, Karl-Heinz! Wir finden es ganz toll, dass du uns etwas erzählen willst von deinen Erlebnissen, Erfahrungen und Geschichten, die du während deines Aufenthaltes als Verschickungskind auf Langeoog gemacht hast. Aber Karl-Heinz war nicht nur auf Langeoog, sondern noch an einem anderen Ort. Doch davon später. Vielleicht beginnen wir mit einer kurzen Schilderung deiner damaligen Lebenssituation, damit sich die Leser ein besseres Bild von deiner Person machen können. Möchtest du uns davon erzählen?**

Karl-Heinz: Ich bin unehelich geboren, und das zog sich durch mein ganzes Leben. Wir wohnten damals in einer Gaststätte, die meinem Großvater gehörte. Opa und Oma waren praktisch mein Elternersatz. die mich bis zu meinem Schulzeitende erzogen.

Lbg: Und wie begann das nun mit deiner Verschickung nach Langeoog?

Karl-Heinz: Eines Abends hörte ich, wie meine Mutter zu meinem Stiefvater sagte, dass unser Arzt sie gefragt habe, ob wir nicht unseren Karl-Heinz zur Erholung auf die Insel Langeoog schicken wollen. Mein Stiefvater antwortete, dass das dem Karl-Heinz bestimmt befallen würde. Die gute Luft und die tolle Zeit an der Nordsee usw. Gleich am nächsten Morgen packten sie meinen kleinen Koffer und am Tag darauf brachte mich Mutter zur Bushaltestelle. Um den Hals hatten sie mir ein Schild mit meinem Namen, meiner Adresse und meinem Zielort gehängt. Wir fuhren nach Nienburg, mit dem Zug nach Bremen, nach Bengersiel und dann mit dem Schiff nach Langeoog. Zu Fuß ging es über mehrere Kilometer mit dem schweren Koffer in der Hand ins Erholungsheim „Düne“.

Dort erwartete mich ein hoher Zaun, ein Holzbett wurde mir zugeteilt und gleichzeitig wurde mir befohlen, wann ich morgens zum Frühstück (6 Uhr) frisch gewaschen zu erscheinen habe. Es gab jeden Tag den gleichen Fraß: altes Brot und billige Wurst mittags oft Eintopf mit Speck und abends wieder wie beim Frühstück.

Tagsüber haben wir viel Sport gemacht. Obwohl das Kurheim ziemlich dicht am Strand lag, habe ich die Nordsee in den drei Wochen nie gesehen! Mein einziger Wunsch war: Nach Hause, nach Hause. Zurück zu Oma und Opa.

Zuhause suchte uns gleich eine Schwester vom Jugendheim auf. Sie wollte meinen Allgemeinzustand prüfen und drückte mit eine grüne Flasche mit Lebertran in die Hand. „Davon trinkst du nun jeden Tag zwei Löffel!“ Worauf meine Oma erwiderte: „Das fischige Zeug mag mein Enkel überhaupt nicht.“ „Das geht Sie gar nichts an. Er hat das einfach für seine Gesundheit zu schlucken!“

Meine Oma fragte: „In welchem KZ haben Sie denn gearbeitet?“ Die Tante vom Jugendamt schmiss die Tür zu und ward‘ nicht mehr gesehen.



Trotzdem stand sie ein paar Wochen später wieder vor unserer Tür. Diesmal in Begleitung unseres Dorfpolizisten. Mir schoss sofort wieder „Langeoog“ in den Kopf. Dann würde ich sofort abhauen und als blinder Passagier nach Amerika fahren!

LgB: Du Karl-Heinz. Was ist denn da passiert. Erzähl doch mal. Warum sind die beiden zu euch gekommen?

„Karl-Heinz wird beschuldigt, das Portemonnaie seiner Lehrerin geklaut zu haben“, schnarrte der Polizist, „das Jugendamt hat eine sofortige Einweisung in das Erziehungsheim Freistatt angeordnet. Herr Rehling, packen Sie für Karl-Heinz was zum Anziehen ein!“

Er packte mich am Schlafittchen und schob mich in den T2: „Ich bin das nicht gewesen“, schrie ich weinend die ganze Fahrt über. Doch es half alles nichts. In Freistatt wurde ich wie ein Verbrecher eingekleidet und musste den ganzen Tag im Moor kleine Birken rausziehen. Abends wurde um 8 Uhr das Licht ausgemacht, dann durften wir bis morgens um 6 das Zimmer nicht mehr verlassen.

Wochen später klärte sich die falsche Beschuldigung auf: Einer der Krüger-Brüder hatte bei Milch-Olli mit einem Heieirmann bezahl. Olli meldete das der Polizei. Der Dieb gab zu, dass er das Geld bei der Lehrerin geklaut hatte.

Daraufhin holte mich mein Großvater sofort aus Freistatt ab. Es gab weder eine Entschuldigung noch eine Entschädigung. Nur den Befehl, die Schnauze über den ganzen Vorfall zu halten.

Trotzdem sah mich Langeoog Jahre später wieder. In der 8. Klasse fuhr ich mit meiner Schulklasse auf die Insel und auch in dasselbe Heim. Dort hatte sich alles verändert: das Personal war neu, der Zaun war weg und das Essen sehr gut. Dadurch kamen bei mir Gott sei Dank keine schrecklichen Gefühle an die scheußliche Zeit davor hoch. Heute bin ich schon über 70 und meine schlimme Vergangenheit habe ich hinter mir gelassen und bereitet mir keine Sorgen mehr.

**Die nächsten Interviewpartner unserer Zeitzeugenreihe sind Fritz und Helmut (Die Namen wurden aus datenschutzrechtlichen Gründen geändert) zwei damals Zehnjährige.**

**Lgb: Hallo, Fritz und Helmut! Wir finden es ganz toll, dass ihr uns etwas erzählen wollt**



**von euren Erlebnissen, Erfahrungen und Geschichten, die ihr während eures Aufenthaltes als Verschickungskinder im Harz gemacht habt. Vielleicht beginnen wir mit einer kurzen Schilderung eurer damaligen Lebenssituation, damit sich die Leser ein besseres Bild von euch beiden machen können. Möchtet ihr uns davon erzählen?**

Fritz: Natürlich. Warum denn nicht! Doch ich möchte noch etwas vorausschicken, auf das ich ganz stolz bin. Mein Klassenlehrer in der Volksschule, Herr Bomhoff, hatte meinen Vater endlich davon überzeugen können, dass ich auf die Oberschule nach Nienburg gehen sollte. Er würde mich dort anmelden.

Einige Tage später kam mein Freund Helmut mit seiner Mutter zu uns. Sie meinte, dass Helmut und ich in den Sommerferien in eine Kinderkur geschickt werden sollten, damit wir beide fit für den schwierigen Schulanfang auf der Albert-Schweitzer-Schule wären. Sie würde beim

Deutschen Roten Kreuz einen Antrag auf Kinderverschickung stellen. Und so geschah es dann auch.

**Lgb: Und wie ging es dann weiter?**

Helmut: Gleich am Anfang der Sommerferien fuhren wir mit Bus und Bahn in Begleitung einer Schwester vom Roten Kreuz nach Hannover. Von dort ging's mit dem Zug nach Goslar. Am Bahnhof holte uns ein kleiner Bus vom Kinderheim „Waldsegen“ in Clausthal-Zellerfeld ab. Wir waren beide sehr aufgeregt und gespannt, was uns dort erwarten würde.

Fritz: Wir wurden sehr freundlich empfangen und in unseren Gruppenschlafraum gebracht. Unsere paar Klamotten verstaute wir in einem Spint, doch die Schachtel mit den von zu Hause mitgebrachten Süßigkeiten wurde uns abgenommen und in einen Blechbehälter geschüttet. Den anderen Neuankömmlingen erging es genauso. „Macht euch nichts draus“, beschwichtigte uns unsere zukünftige Gruppentante Inge, „ihr dürft euch jeden Morgen nach dem Frühstück einen Bonbon aus dem Eimer nehmen“. „Na, das lässt sich ja gut an“, dachte ich mir.

**Lgb: Helmut, erzähl uns doch ein bisschen über euren Tagesablauf!**

Helmut: Es war alles genau geregelt: Morgens um 7 Uhr wecken, dann waschen, danach um 8 Uhr Frühstück mit Graubrot, Butter, Marmelade und Milch. Sonntags gab's sogar Weißbrot mit Honig und ein Ei. Auch das Mittagessen war sehr gut: Mittwochs und sonnabends Eintopf, manchmal auch andere Suppen, freitags Fisch und sonntags immer ein großes Stück Fleisch. Im Eintopf schwammen zwar oft große Fettplocken herum, die wir aber in die auf dem Tisch



stehende Blumenvase verschwinden ließen. Das haben die Tanten zwar bemerkt, aber sie haben uns nie dafür bestraft oder zum Essen gezwungen.

Fritz: Und einmal die Woche gab es was ganz Leckeres. Nudeln in Tomatensoße. Das schmeckte toll und war uns Dorfkindern ganz unbekannt.

**Lgb: Fritz, die Tanten waren also sehr nett zu euch. Auch nachmittags und abends?**

Fritz: Nach dem Essen mussten wir eine Stunde ruhen, danach ging's in Zweierreihen händchenhaltend durch den Ort. Am Ortsrand durften wir die strenge Ordnung auflösen. Dafür war nun fröhlicher Gesang an der Reihe. Mit „Im Frühtau zu Berge, Lustig ist das Zigeunerleben und die klappernde Mühle“ durfte natürlich auch nicht fehlen. Allen in unserer Gruppe hat das sehr gefallen, weil wir zwischendurch auch kleine Spiele spielten: Hahnen- und Reiterkampf, Verstecken, Räuber und Gendarm oder einfach nur so herumtoben.

Helmut: Nach dem Abendbrot mussten wir um halb neun ins Bett. Dort las uns Tante Inge noch eine kurze Gutenachtgeschichte vor. Um neun Uhr war Bettruhe. Meistens schliefen alle 15 Jungen sofort ein, und viele träumten von einem schönen neuen Tag.

Fritz: Wir haben ganz vergessen zu erwähnen, dass wir mit dem Heimbus jede Woche einmal einen Ausflug zu besonderen Zielen in der Umgebung machten. So haben wir die Tropfsteinhöhle, den Bergwerksstollen in Clausthal und den Brocken besichtigt. Der ganze Erholungsaufenthalt war einfach nur toll. Ich kann mich nicht erinnern, dass jemand von uns Jungen einmal weinte oder Heimweh hatte. Und wenn doch, so hatten wir ja unser Kuschtier oder unser Schnüffeltuch.

Nur eins hat die Kur bei Helmut und bei mir nicht erreicht: Wir haben beide nicht zugenommen, im Gegenteil, jeder hatte ein Pfund abgenommen. Aber das hat unseren Start an der Nienburger Schule überhaupt nicht beeinflusst! Wir haben uns noch jahrelang an die schönen Erlebnisse während unserer Verschickungskur im Harz erinnert.